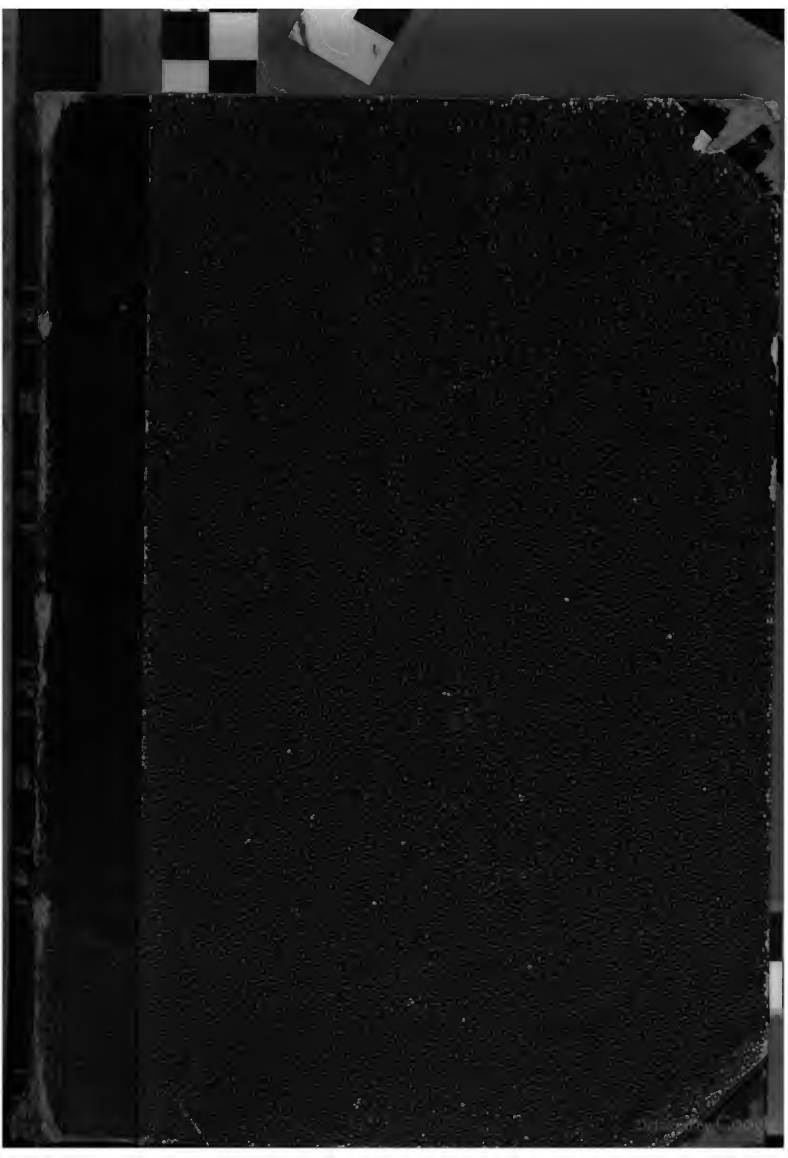
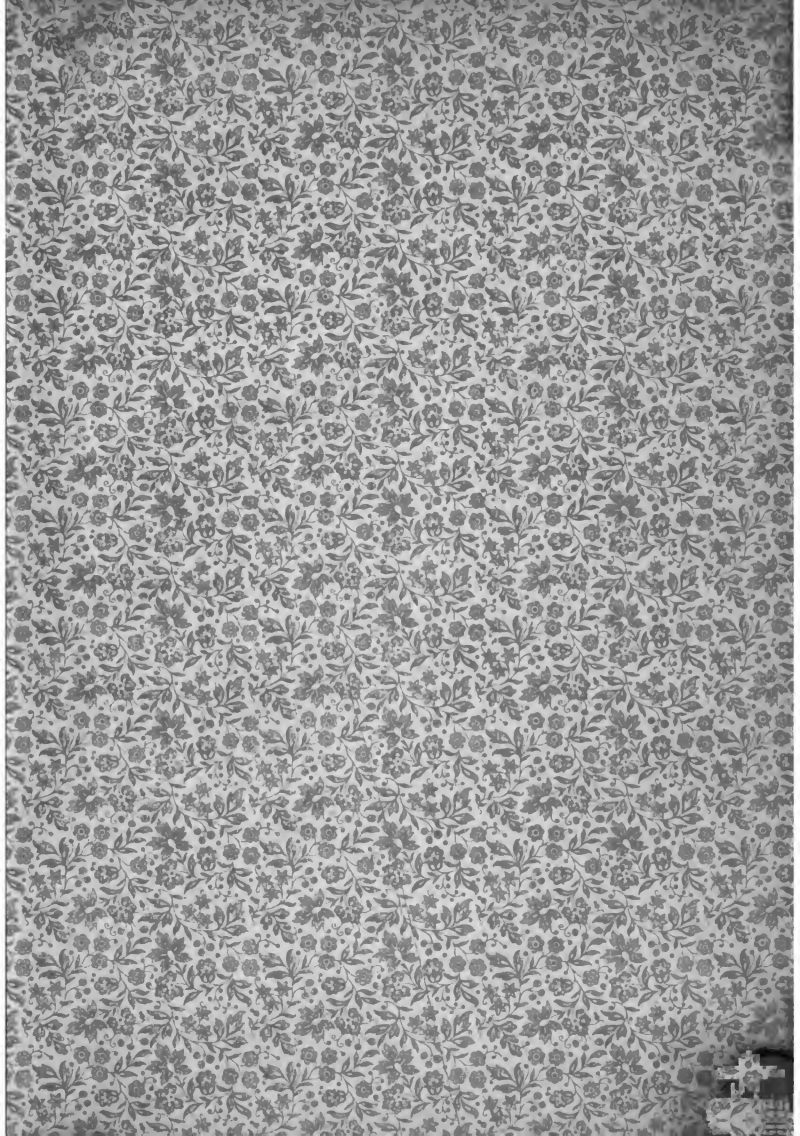
image
not
available

Digitized by Google





Digitized by Google

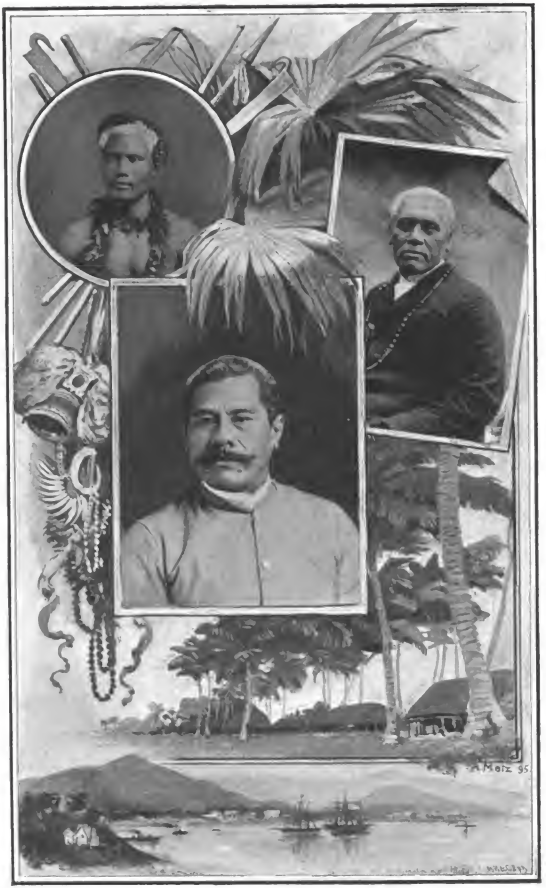
Walther Zschock. 1896.

Digitized by Google

2 BH. 200 Sp. 11

Digitized by Google

Digitized by Google



Tamaſeſe. Mataafa.

Fakſimilé der eigenhändigen Unterſchrift des Königs Malietoa.

Digitized by Google

Samoa

die Perle der Südsee

à jour gefaßt

von

Otto E. Ehlers.

Berlin
Verlag von Hermann Paetel
1895.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

In Nachstehendem bietet die Verlagshandlung dem deutschen Lesepublikum zusammenhängend eine Reihe von Reiseberichten, die Otto E. Ehlers unter dem Titel „Briefe aus dem fünften Weltteil“ an die „Tägliche Rundschau“ gerichtet hat, und die gerade jetzt, wo die samoanische Frage wieder Alldeutschland beschäftigt, auf einen warmen Empfang rechnen dürften.

Leider befand sich Herr Ehlers während der Drucklegung in Länderstrichen, welche der Wohlthat einer Postverbindung noch nicht teilhaftig geworden sind, so daß es der Verlagshandlung unmöglich war, dem Verfasser die Druckbogen zur Korrektur zuzusenden. Zu um so größerem Danke ist sie daher dem Herrn Konsul Franz Hernsheim in Hamburg verpflichtet, der sich in liebenswürdigster Weise der Aufgabe unterzogen hat, hier an Stelle des Verfassers einzutreten.

Berlin, im Oktober 1895.

Die Verlagshandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Es war an einem der ersten Tage des Monats Mai, als ich um die Zeit der Morgenröte einer Aphrodite gleich — freilich etwas minder schön, wie Friederike Kempner sagen würde — dem Meeresschaume des Indischen Ozeans entstieg.

Vor der am Fuße des Mount Lavinia stehenden Badehütte erwartete mich Schokra, mein kleiner bronzefarbiger Diener, mit einem umfangreichen Bündel von Briefen und Zeitungen, die der am Abend zuvor in den Hafen von Colombo eingelaufene Norddeutsche Lloyddampfer „Salier" für mich aus der Heimat mitgebracht hatte. Nachdem ich mich in meinen Bademantel gehüllt, setzte ich mich auf einen der naheliegenden Felsblöcke, um mich erst in die Lektüre der Briefe zu vertiefen und dann einen flüchtigen Blick in die verschiedenen mir zugesandten Zeitungen zu thun. Ich mochte öffnen, welches Blatt ich wollte,

Digitized by Google

die „Norddeutsche“ oder „Kölnische“, die „Tägliche Rundschau“ oder das jedem Deutschen im Auslande unentbehrliche „Echo“, überall starrte mir ein und dasselbe Wort entgegen — Samoa.

Alle Welt schien sich mit diesem ferngelegenen Inselreich zu beschäftigen, besonders Deutschland, England und Amerika, die drei Vertragsmächte, deren keine der anderen den alleinigen Besitz des Landes gönnte. Die deutschen Kolonialenthusiasten waren in voller Thätigkeit, Massenpetitionen, die Annektierung Samoas empfehlend, lagen auf den Tischen des Reichstages oder schwebten in der Luft, man sprach von der Entsendung eines Geschwaders nach Apia, von Entwaffnung der eingeborenen Bevölkerung, und während die einen den Wert des Besitzes der Inselgruppe gar nicht genug preisen konnten, machten die anderen von kalten Wasserstrahlen Gebrauch und erklärten die ganze Samoabegeisterung für „tant de bruit pour une omelette“.

Mein Entschluß, mir diese Omelette einmal näher anzusehen, war sofort gefaßt. Samoa hatte mich zwar bisher verhältnismäßig wenig interessiert, und wenn ich in den Zeitungen die Namen Malietoa, Tamasese und Mataafa, bei denen ich mir herzlich wenig denken konnte, las, so pflegte ich über dieselben meist zur Tagesordnung überzugehen. Das hätte mir jetzt

Digitized by Google

natürlich nichts genützt, ich wäre vom Regen in die Traufe gekommen, denn die Tagesordnung lautete eben „Samoa".

„Schokra", sagte ich daher, „es ist jetzt sieben Uhr. In drei Stunden fährt der „Salier" nach Australien und wir fahren mit. Hol' geschwind die Wäsche vom Waschmann, einerlei ob sie naß oder trocken ist, bezahle unsere Rechnungen, packe die Koffer und besorge sie zur Bahn. Mit dem Zuge um neun geht's nach Colombo."

„Très bien, Monsieur", meinte Schokra, und als ich ihm auf seine Frage nach dem Ziel der Reise „Samoa" antwortete, sprang er freudestrahlend mit den Worten: „On a de très bons timbres là" davon; denn der kleine Kerl ist vom Briefmarkenteufel nicht minder besessen, als seine weißen Altersgenossen, und er würde begeistert selbst mit mir zur Hölle fahren, wenn es dort Briefmarken mit dem Bildnisse seiner diabolischen Majestät (womöglich mit Überdruck) gäbe.

Um zehn Uhr waren wir mit samt unseren fünfzehn Gepäckstücken an Bord des „Salier" verstaut, der Anker rasselte in die Höhe und südwärts ging's. Der Dampfer, dem ich mich damit auf nahezu einen Monat anvertraut hatte, entspricht im allgemeinen nicht dem Bilde, welches man sich von einem sub-

Digitized by Google

ventionierten Reichspostdampfer zu machen pflegt. Er ist ein schwimmender Beweis dafür, welche großartigen Fortschritte die Schiffsbaukunst in den letzten zwanzig Jahren gemacht hat, nicht durch das, was er uns bietet, sondern durch das, was er uns vorenthält. Man kann sich kaum etwas Spießbürgerlicheres vorstellen als die Einrichtung der verschiedenen Salons, in denen „Wachstuch und Roßhaar" das Leitmotiv bilden, und in denen fast der Vorzeit Schauer uns umwehen. Um gerecht zu sein, will ich hinzufügen, daß alles so stilgerecht wie möglich war, und daß selbst die beiden in einer, an den Speisesaal mündenden Kammer untergebrachten Stewardessen ihrer äußeren Erscheinung nach durchaus in das Gesamtbild hineinpaßten.

Der „Salier" ist eben ein Veteran der Flotte des Lloyd, und nicht nur das allein, sondern was man ihm wahrlich nicht ansieht, eines seiner teuersten Schiffe, ja sogar ein Schiff von historischer Bedeutung. Mit ihm nämlich eröffnete der Lloyd seine australische Postdampferlinie, und noch heute ist die Mär von seiner ersten Ankunft im fünften Weltteil in aller Munde.

Mit Zittern und Beben hatten die Messageries, die P. u. O. sowie die Orientlinie, die bis dahin den Postverkehr zwischen Europa und Australien ver-

Digitized by Google

mittelt, dem Kommen ihres neuen deutschen Konkurrenten entgegengesehen. Jedermann hatte geglaubt, derselbe würde alles bisher Dagewesene in Bezug auf Pracht wie Schnelligkeit in den Schatten stellen. Als der von den Engländern und Franzosen gefürchtete, von den Deutschen herbeigesehnte Tag endlich herankam, war halb Australien zusammengeströmt, um das erwartete Wunderschiff zu begrüßen.

Statt der erträumten Staatskarosse klapperte indessen ein alte Postkutsche in Gestalt des „Salier" heran. Die Deutschen schlichen enttäuscht von dannen, die Engländer und Franzosen jubelten, und der Ruf des Lloyd hatte von vornherein einen empfindlichen Stoß erlitten.

Es nützte nichts, daß man später Schiffe von der Klasse der „Preußen", „Sachsen" und „Bayern" ausschickte, der erste Eindruck war und blieb nachhaltig.

Endlich versuchte man die Scharte durch Einstellung des herrlichen „Kaiser Wilhelm II." in die australische Linie wieder auszuwetzen. Das Schiff erregte bei seiner Ankunft ungeheures Aufsehen, was Beine hatte, zu laufen, und Augen, zu sehen, eilte herbei, den anerkannt prächtigsten aller Passagierdampfer der Erde anzustaunen. Die Entsendung des „Kaiser" war ein Triumph, und allein an einem einzigen Tage

Digitized by Google

sollen in Sydney gegen 4000 Mark zum Besten der Witwen und Waisen des Lloydpersonals an Eintrittsgeldern eingenommen sein.

Leider sollte jedoch diese Kaiserherrlichkeit nicht von langer Dauer sein, da sich herausstellte, daß das Schiff auf jeder Reise gegen 50 000 Mark mehr kostete, als einbrachte. Man kann es dem Lloyd daher nicht verübeln, wenn er den „Kaiser" in die einträglichere amerikanische Fahrt einstellte. Ebenso wenig aber kann man es den Leuten, die sich in der Annahme, das Schiff sei endgültig für die Australlinie bestimmt, Rückfahrscheine genommen hatten und sich nunmehr mit einem „Salier", „Hohenzollern" oder „Hohenstaufen" begnügen mußten, verdenken, daß sie einen heiligen Eid schwuren, nie wieder mit einem Lloyddampfer zu fahren.

So hat denn der „Kaiser" unserer Linie mehr geschadet, als genützt. Der Lloyd hat den Australiern bewiesen, über welche Prachtschiffe er verfügte, und während man früher an seinem Können gezweifelt hatte, so zweifelte man jetzt an seinem Wollen.

Immerhin ist zu erwarten, daß unter der Leitung seines neuen, allseitig als außerordentlich tüchtig anerkannten Generalagenten für Australien, Herrn Kapitän Mergell, und nach erfolgter Einstellung neuer, gleichmäßig guter Schiffe es dem Lloyd gelingen wird,

Digitized by Google

sich das verlorene Terrain zurückzuerobern zum Wohle seiner Aktionäre und zur Ehre Deutschlands.

Auch Schiffe werden bekanntlich nicht an einem Tage gebaut, und gut Ding will Weile haben. Es heißt, daß jetzt nach Fertigstellung der beiden neuen Dampfer „Prinz-Regent Luitpold" und „Prinz Heinrich" eine neue Aera für die Australlinie heranbrechen soll. Ja man munkelt sogar davon, daß der „Salier" seine letzte Reise gemacht habe, und die Direktion des Lloyd mit dem Gedanken umgehe, ihn Sr. Exzellenz Herrn v. Stephan zur Erinnerung an den ersten kaiserlich deutschen Reichspostdampfer der Australlinie für das Postmuseum in Berlin zum Geschenk zu machen.

Andernfalls könnte er vielleicht als verankertes altes Jungfernstift Verwendung finden, man brauchte nur noch einige Goldfische, Kanarienvögel und Gummibäume anzuschaffen, um die Einrichtung vollständig zu machen.

Hat der Lloyd es — im Gegensatz zu seiner Chinalinie — somit auf der Australfahrt nicht verstanden, sich die Gunst des Reisepublikums zu erwerben, so läßt sich nicht leugnen, daß er dem deutschen Handel auch hier außerordentlich viel genützt hat, und er wird — deß bin ich sicher — mit seinen neuen Schiffen auch den deutschen Namen wieder zu Ehren bringen.

Digitized by Google

Seine heutige Weltmachtstellung im fernen Osten hat Deutschland nicht in letzter Linie dem Norddeutschen Lloyd zu verdanken, und die aus Reichsmitteln der Gesellschaft gezahlte Unterstützung von jährlich 4 Millionen Mark gehört gewiß zu den besten Kapitalsanlagen, zu denen der Reichstag jemals seine Zustimmung gegeben hat.

Wenn ich vorhin den ehrwürdigen „Salier" eine alte Postkutsche nannte, so soll damit keineswegs gesagt sein, daß ich mich an Bord nicht wohl gefühlt hätte. Im Gegenteil, ich für meine Person bin gar kein Freund jener luxuriös überladenen schwimmenden Paläste, die im Innern den Eindruck machen, als seien sie aus den Händen eines Zuckerbäckers hervorgegangen und müßten sich bei der ersten Sturzwelle in Wohlgefallen auflösen. Nichts ist mir nebenbei unangenehmer, als eine Fahrt auf einem beliebten und daher meist überfüllten Schiff, in dem man womöglich mit einem nach Patschuli duftenden Menschen seine Kabine zu teilen, stundenlang auf sein Bad zu warten hat und nirgendwo einen stillen Winkel findet, um in sich, oder aus sich heraus zu gehen. Auf dem „Salier" waren wir im ganzen vier Fahrgäste erster Klasse. Jedem von uns standen drei Kabinen und zwei Stewards zur Verfügung, der Kapitän, Herr Köhlenbeck, war einer der liebenswürdigsten

Digitized by Google

Seefahrer, die mir vorgekommen sind, und der Koch — Sie glauben gar nicht, welch eine wichtige Persönlichkeit so ein Koch an Bord eines Schiffes ist — einer der besten, die auf den Wellen des Meeres sich gewiegt.

Und kann der Glückliche, dem keine Stunde schlägt, und dem es deshalb gleichgiltig ist, ob das Schiff einige Tage früher oder später sein Ziel erreicht, mehr und Besseres verlangen?

Für mich war der „Salier" das richtige Schiff, und als ich nach sechsundzwanzigtägiger Fahrt von ihm in Sydney Abschied nahm, geschah dies mit der Überzeugung, daß ich die lange Reise angenehmer und bequemer gar nicht hätte zurücklegen können. Rede ich trotzdem der Einstellung besserer, schnellerer und eleganterer Fahrzeuge das Wort, so beweise ich damit eben meine Selbstlosigkeit und zeige, daß mir das Interesse des „Lloyd" und die Ehre meines Vaterlandes höher stehen als meine persönlichen Liebhabereien.

Außerdem bin ich der Direktion des Lloyd, die mir als altem Stammgast für alle meine Fahrten auf seinen Schiffen eine nicht unbedeutende Preisermäßigung bewilligt und mir auch sonst hunderterlei Liebenswürdigkeiten erweist, viel zu sehr zu Dank verpflichtet, um nicht nach Kräften die Interessen der Gesellschaft wahrzunehmen, und das geschieht am

Digitized by Google

besten, indem ich tadle, wo getadelt, und lobe, wo gelobt werden muß. Ich will hier nicht auf Kleinigkeiten eingehen, aber auf eins möchte ich bei dieser Gelegenheit den Lloyd denn doch aufmerksam machen, nämlich auf den Mißgriff, den er begangen hat, indem er nicht nur seine neuen Schiffe von der Klasse „Oldenburg", „Karlsruhe" u. s. w. mit nur einem Schornstein ausrüstete, sondern den ursprünglich mit zwei Schloten versehenen Schiffen „Sachsen" und „Bayern" bei deren Verlängerung den zweiten Schornstein, den sie bis dahin geführt, sogar entzog. Das ist ein zweifelloser Fehler, erstens vom schönheitlichen und zweitens vom geschäftlichen Standpunkte aus. Daß die „Sachsen" und „Bayern" ehemals, trotzdem sie 50 beziehungsweise 70 Fuß kürzer waren, als heute, dennoch einen weit stattlicheren Eindruck machten, darüber sind sich nicht nur alle Laien, sondern, soviel mir bekannt, auch sämtliche Agenten und Kapitäne des Lloyd einig, ebenso darüber, daß „Oldenburg", „Karlsruhe" u. s. w., die heute mehr den Eindruck eleganter Frachtdampfer machen, mit zwei Schornsteinen den Vergleich mit jedem englischen und französischen Postdampfer nicht zu scheuen brauchten.

Das große Publikum fragt nicht danach, ob ein Dampfer mit einem Schornstein ebenso schnell fahren kann, wie ein anderer mit zwei Essen. Es besteht

Digitized by Google

eben aus Leuten, die vom Maschinenwesen nichts verstehen, aus Leuten, die einen Dampfer mit zwei Schornsteinen hübscher finden und nebenbei annehmen, daß er unter allen Umständen eine größere Geschwindigkeit entwickeln müsse, als sein einschlotiger Konkurrent. Als kürzlich die „Oldenburg" die riesenhafte „Ormuz" der Orientlinie auf der Fahrt zwischen Melbourne und Adelaide weit hinter sich ließ, da meinten die meisten Fahrgäste, das könne unmöglich mit rechten Dingen zugehen, denn daß die „Ormuz" der „Oldenburg" überlegen sei, sähe man an ihren zwei Schornsteinen.

Jeder Geschäftsmann muß mit den Liebhabereien und der Dummheit seiner Kunden rechnen. Der Durchschnittsmensch wählt bei gleichen Fahrpreisen selbstverständlich von zwei Schiffen dasjenige, welches ihm als das stattlichere erscheint, und wenn der Lloyd im Gegensatze zu seinen englischen und französischen Kollegen dieser Thatsache keine Rechnung trägt, so beweist das zum wenigsten einen Mangel an Menschenkenntnis. Hätte der Lloyd nur die Ansicht seiner Agenten und Kapitäne eingeholt, von jedem einzelnen hätte er erfahren können, daß man, wie mit Speck Mäuse, so mit zwei Schornsteinen Passagiere fängt.

Die Fahrt von Ceylon nach Australien ist als Seereise das Langweiligste, was man sich vorstellen

Digitized by Google

kann. Zwölf Tage lang sahen wir nichts als Wasser und Himmel, wir begegneten keinem Schiff; kein Fisch, kein Vogel ließ sich blicken, bis wir in die Nähe des Landes kamen und mit Freuden die ersten Albatrosse begrüßten und dann auch schnöder Weise sofort versuchten, sie mit Leine, Angelhaken und Speck zu fangen und an Bord zu ziehen. Am vierzehnten Tage passierten wir die Südwestspitze Australiens, Kap Leeuwin, und fuhren von da ab meist an der felsigen, unfruchtbaren und unbewohnten Küste entlang, bis wir nach weiteren vier Tagen spät abends auf der Rhede von Adelaide vor Anker gingen.

Unter den an Bord kommenden Beamten befand sich auch unser Konsul, Herr Muecke (von den Engländern „Miuki" ausgesprochen), nicht etwa um mich, sondern einen ungleich interessanteren Landsmann namens Nestler, der sich unterwegs durch sein liebenswürdiges, gefälliges Benehmen die Sympathien aller Passagiere und Mannschaften erworben hatte, in Empfang zu nehmen. Wir trauten unseren Ohren nicht, als wir vernahmen, daß Nestler dem Konsul auf telegraphischem Wege besonders warm empfohlen sei und im Verdacht stände, einer Falschmünzerbande anzugehören und im Besitze größerer Mengen gefälschter englischer Banknoten zu sein. Der also Verdächtigte bezeichnete mit der unbefangensten Miene von der

Digitized by Google

Welt die Sache als einen schlechten Scherz, und wir alle zweifelten keinen Augenblick an seiner Unschuld, bis einer der den Konsul begleitenden Geheimpolizisten fünfzehn fein säuberlich mit roten Bändchen umschnürte Packete mit je fünf Stück 100 Lstrl.-Noten, also im ganzen 150 000 M., die er im Koffer unseres Landsmannes gefunden hatte, vor uns auf den Tisch legte.

Nestler, der auch angesichts dessen seine Fassung behielt und aussagte, von dem Inhalte der ihm in Antwerpen von einem Unbekannten übergebenen Packete keine Ahnung gehabt zu haben, wurde im Schiffshospital in sicheren Gewahrsam gebracht, um einige Wochen später auf Staatskosten mit dem „Salier" die Rückfahrt nach Europa anzutreten. Die konfiszierten Noten stellten sich später als so vorzügliche Fälschungen heraus, daß verschiedene australische Banken erklärten, sie würden dieselben unbedenklich angenommen haben, wenn sie ihnen von vertrauenerweckenden Persönlichkeiten präsentiert worden wären.

Am folgenden Morgen betrat ich in aller Frühe den einzigen von mir bisher noch nicht entweihten Erdteil, Australien.

Digitized by Google

Wer etwa nach Australien kommt in der Erwartung, auf Schritt und Tritt von boxenden Känguruhs angerempelt zu werden, das Emu seine Eier in die Nimmsteine legen und das Schnabeltier seine ausgebrüteten Jungen an den Straßenecken säugen zu sehen, der wird sich schon am ersten Tage schmerzlich enttäuscht sehen. Ich hatte, durch amerikanische Erlebnisse gewitzigt, meine Erwartungen auf ein möglichst geringes Maß herabgeschraubt und fand, daß ich gut daran gethan hatte, da ich nunmehr angenehm überrascht wurde.

Adelaide, die Hauptstadt Südaustraliens, die ich nach etwa halbstündiger Eisenbahnfahrt durch schönes frischgrünes Weideland erreichte, macht mit ihren gutgehaltenen breiten Straßen, ihrem hübschen Postgebäude, Parlamentspalaste und ihren verschiedenen Kirchen einen ungemein freundlichen, wenn auch nichts

Digitized by Google

weniger als originellen Eindruck. Alles ist harmonisch und ausgeglichen, man sieht nicht wie in amerikanischen Städten neben elenden Spelunken zwanzigstöckige Häuser, sogenannte Himmelskratzer, bis in die Wolken ragen, sondern durchweg einfache, saubere Gebäude von selten mehr als zwei Stockwerken. Eisenbahnen, Pferdebahnen und Omnibusse vermitteln den Verkehr zwischen der Stadt und ihren zahlreichen Vorstädten, mit denen zusammen Adelaide gegen 120 000 Einwohner, darunter — wie mir Konsul Muecke mitteilte — an 10000 Deutsche zählt.

Was dem Australien besuchenden Europäer in erster Linie als etwas Eigentümliches und zweifellos Ungesundes in die Augen fällt, ist der Umstand, daß sämtliche Städte im Verhältnis zum Lande ungleich stärker bevölkert sind, als in der alten Welt. Südaustralien zählt beispielsweise nicht über 300000 Einwohner, und von diesen leben allein 120 000 in der Hauptstadt. Von der Gesamtbevölkerung Australiens, etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen, entfallen nahezu eine Million auf die Hauptstädte Adelaide, Melbourne und Sydney.

Das australische Festland ist in die Kolonien Westaustralien, Südaustralien, Victoria, Neu-Süd-Wales und Queensland geteilt, wozu dann noch die Inselkolonien Tasmanien und Neuseeland kommen.

Jede einzelne Kolonie hat ihren von der Königin

Digitized by Google

von England ernannten Gouverneur, ihre Parlamente (Ober- und Unterhaus), deren Mitglieder jährlich je 4000—6000 M. Diäten erhalten, ihre Miliz und Flotte, ihre eigenen Gesetze, Zölle und Quarantänevorschriften.

So ist es z. B. vorgekommen, daß Dampfer, deren Fahrgäste in Adelaide und Melbourne unbeanstandet landen konnten, in Sydney wochenlang in Quarantäne gehen mußten, trotzdem niemand die in den erstgenannten Plätzen Gelandeten daran hinderte, mit der Eisenbahn nach Sydney zu fahren und damit alle Maßregeln gegen etwaige Krankheitseinschleppung illusorisch zu machen.

Anstatt das Wort „Eintracht hält Macht" zu beherzigen, zieht jede Kolonie ihren eigenen Strang und schlägt dem Nachbar ein Schnippchen, wo immer es angeht. Man erschwert den Verkehr mit den Nachbarkolonien durch Eisenbahnen mit verschiedener Spurweite, man führt Zollkriege untereinander und gefällt sich in sonstigem Unfug nach europäischem Muster.

Ich habe nicht die Absicht, mich mit einer eingehenden Schilderung australischer Zustände zu befassen, und wenn ich die Absicht hätte, so hätte ich nicht das Zeug dazu, denn in der kurzen Zeit, die ich dem fünften Weltteil gewidmet, habe ich mir ein Urteil, welches Anspruch auf Reife und Gründlichkeit erheben könnte, nicht zu bilden vermocht. Außerdem

Digitized by Google

hätte ich besten Falles wahrscheinlich nur das wiederholen können, was Hugo Zöller in seinem interessanten Buche „Rund um die Erde" gesagt hat, und dazu — das heißt zum Wiederkäuen — habe ich kein Talent.

Ich will denn auch an dieser Stelle nur meine oberflächlichen persönlichen Eindrücke in aller Kürze wiedergeben sine ira et studio.

Von allem am meisten interessierte mich in Australien das Schicksal meiner nach hier ausgewanderten Landsleute. Was war aus ihnen geworden, welche Rolle spielten sie in den einzelnen Kolonien, und wieweit hatten sie sich ihr Deutschtum bewahrt?

Soviel ich gehört habe, geht es den meisten, wenn nicht gut, so doch leidlich, wenigen ist es indessen gelungen, sich bedeutende Vermögen zu erwerben, wenigeren noch, im Lande eine politische Rolle zu spielen. Unsere Landsleute treten in Australien mehr in den Hintergrund als in den Vereinigten Staaten, trotzdem ihrer gegen 100 000 im Lande sein sollen. Allerdings giebt es in sämtlichen Hauptstädten deutsche Klubs, in Adelaide sogar deren zwei, auch erscheinen daselbst zwei Zeitungen in deutscher Sprache; im öffentlichen Leben aber kommt das deutsche Element wenig an die Oberfläche. Leider ist die Zahl derer, die gänzlich verengländert sind, nicht gering, und selbst gebildete deutsche Familien, deren Kinder die Sprache

Digitized by Google

ihrer Eltern entweder nicht gelernt haben oder nicht sprechen wollen, gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Es fehlt so vielen unserer im Auslande lebenden Landsleute immer noch an dem die Engländer wie Franzosen gleichmäßig auszeichnenden Nationalstolz. Ist es nicht geradezu, um die Wände hinaufzulaufen, wenn man hört, daß zwei sich zur guten Gesellschaft rechnende, in Sydney lebende deutsche Damen, selbst wenn sie unter sich sind, englisch miteinander sprechen und sich des Englischen zur Erledigung ihrer Korrespondenz unter einander bedienen?

Daß die Kinder solcher Frauen — hoffentlich hat die Vorsehung ein Einsehen und schlägt sie mit Unfruchtbarkeit — schon bevor sie geboren, dem Deutschtum verloren sind, liegt auf der Hand.

Gott sei Dank und zu Ehren Deutschlands sei es gesagt, sind bis zu solchem Grade entartete Weiber Ausnahmen, auf die selbst die übrigen Deutschen hier zu Lande mit Fingern zeigen.

Daß es auch Deutsche giebt, die unter Fremden stolz das bleiben, was sie sind, Leute, die nach Jahrzehnte langem Aufenthalt in Australien das Deutsche nicht nur nicht vergessen, sondern das Englische kaum erlernt haben, das hat mir unser vortrefflicher Konsul während eines Ausfluges in die Umgegend von Adelaide in einer der südaustralischen deutschen Nieder-

Digitized by Google

lassungen vor Augen geführt. Eine Fahrt von ungefähr 30 Kilometern auf prächtigen Wegen durch anmutige Gebirgslandschaft brachte uns in das freundlich gelegene, soliden Wohlstand verratende Dörfchen Hahndorf, an dessen einfachen Häuschen überall deutsche Namen zu lesen sind.

Deutsch ist in Hahndorf die Sprache des Unterrichts. Deutsch wird in den beiden hübschen Kirchen gepredigt, und man mag auf der Straße anreden, wen man will, sogar die Kinder englischer Eltern, auf deutsche Frage erhält man deutsche Antwort.

Selbst auf dem Kirchhof sah ich eine Warnungstafel, auf der in deutscher Schrift den Besuchern das Abpflücken von Blumen und das unbeaufsichtigte Umherlaufenlassen von Kindern und alles Mögliche sonst noch untersagt wurde. Das war so heimatlich, so unverfälscht deutsch, daß mir ordentlich das Herz aufging und ich ganz vergaß, wie oft ich mich daheim gerade über ähnliche Warnungstafeln und die übertriebene Bevormundung des Publikums geärgert hatte.

Als wir auf einem Felde mehrere Weiber beim Unkrautjäten antrafen, meinte Konsul Muecke: „Sehen Sie, das ist es, was uns Deutsche als Kolonisten so groß macht und warum der hiesigen Regierung unsere Einwanderer die liebsten sind. Die deutschen Frauen halten es nicht gleich ihren englischen Schwestern

Digitized by Google

unter ihrer Würde, den Männern bei der Feldarbeit zu helfen und damit einen kostspieligen Tagelöhner zu ersparen. Nur in deutschen Dörfern sehen Sie arbeitende Weiber, und wenn unsere Ackerwirte hier zu Lande besser vorwärts kommen, als ihre Kollegen anderer Nationalität, so haben sie das in erster Linie ihren Frauen zu verdanken."

Bei einer Flasche australischen, von deutschen Winzern in der Nähe von Adelaide gebauten und gekelterten Weines, im Hause des Vaters unseres Konsuls, eines rüstigen, nichts weniger als greisenhaften Herrn von über 80 Jahren, der vor nahezu einem halben Jahrhundert Deutschland verlassen hat und seit jener Zeit eine Säule des Deutschtums in Australien gewesen ist, erfuhr ich, daß es neben Hahndorf in Südaustralien noch eine ganze Reihe deutscher Dörfer gäbe, Hammda, Grünthal, Rosenthal, Blumberg, Gnadenfrei und andere mehr, ja daß in einzelnen derselben die Bewohner sogar ihre alten heimatlichen Trachten beibehalten hätten.

Das sind Leute, auf die wir Deutschen alle Ursache haben, stolz zu sein, und ich bitte diejenigen meiner Freunde, die zufällig beim Lesen dieser Zeilen ein volles Glas in der Nähe haben, dasselbe auf das Wohl der braven deutschen Bauern und Bäuerinnen Südaustraliens zu leeren. Sie leben hoch! —

Digitized by Google

Die Dampferfahrt von Adelaide nach Melbourne nimmt etwa 60 Stunden in Anspruch, die Eisenbahnfahrt deren achtzehn. Trotzdem ich mich der Eisenbahn nur auf der Rückreise bedient habe, will ich meine Erlebnisse während derselben doch gleich hier einschalten.

Die Strecke Adelaide-Melbourne bietet des Interessanten nicht eben viel und landwirtschaftliche Schönheiten nur zwischen Adelaide und der 2500 Fuß hoch gelegenen Station Mount Lofty, von der aus man einen herrlichen Blick auf die Stadt, ihre Umgebung, das Meer und den Hafen genießt. Von da ab geht es stundenlang durch trostlose Steinwüsten mit niederem Buschwerk; nur selten gewahrt man eine elende Ansiedlerhütte. Die Menschen, die sich hier niederließen, muß der Teufel geplagt haben; denn es giebt des guten Landes überall in Hülle und Fülle.

Das einzige Tier, welches etwas Leben in diese Einöden bringt, ist das Kaninchen — der Schrecken Australiens — welches man bisher vergeblich nicht nur mit Feuer, Wasser und Gift, sondern sogar mit Hilfe eingeimpfter Pestbazillen auszurotten versucht hat. Neuerdings hat man seine Zuflucht zu Drahtnetzen genommen, die tiefer in die Erde versenkt werden, als das Kaninchen seine Gänge zu graben pflegt. Hunderte von Geviertmeilen sind auf diese

Digitized by Google

Weise eingezäunt worden. Die eingeschlossenen Tiere wurden dann entweder vergiftet oder man ließ sie, indem man alle Wasserlöcher innerhalb der Umzäunung gleichfalls einhegte, verdursten.

Aus einer mir zur Verfügung gestellten Statistik ersah ich, daß Queensland, welches z. B. etwa 1000 Kilometer Kaninchenzaun besitzt, bisher 2 600 000 Mark zur Bekämpfung der Kaninchen aufgewendet hat. Danach müßte Neu-Südwales mit seinen 10000 Kilometern Zaun der Ausrottungskampf bereits über 20 Millionen gekostet haben, d. h. nahezu 20 Mark für den Kopf der Bevölkerung.

Gleich den Kaninchen bilden in einigen Gegenden auch die Känguruhs und Wallabys eine regelrechte Landplage, und zahlreiche Jäger verdienen sich mit ihrer Vertilgung den Lebensunterhalt. In welchen Massen diese Tiere noch heute stellenweise erlegt werden, möge man daraus ersehen, daß gerade, während ich in Adelaide weilte, einer Zeitungsanzeige zufolge ein Posten von 50 000 Känguruhfellen zum Kauf ausgeboten wurde. Ein beliebter Sport ist in Australien das Jagen der Känguruhs mit Windhunden. Das Fleisch der erlegten Tiere erfreut sich keiner sonderlichen Beliebtheit, und von den meisten wird nur der Schwanz zur Bereitung einer, wie ich mich überzeugt habe, vortrefflichen Suppe verwendet.

Digitized by Google

Erst nach zwölfstündiger Fahrt, hinter der schon in der Kolonie Victoria liegenden Station Nhill, wird der Boden besser und fruchtbarer, ohne daß deshalb das Landschaftsbild ein sehr viel anmutigeres würde. Die überall ins Auge fallenden, umherliegenden oder noch aufrecht stehenden abgestorbenen Stämme der Eukalypten, deren Ausrodung den Kolonisten zu viel Mühe verursacht und die sie daher nur durch Einkerben der Rinde töten, dem Zahne der Zeit das weitere überlassend, drücken der ganzen Landschaft den unheimlichen Charakter einer Richtstätte auf.

Auch der lebende Eukalyptus ist ein nichts weniger als schöner Baum, und man wird seiner und der blaugrünen Färbung seiner Blätter nur zu bald überdrüssig, namentlich da es kaum ein australisches Landschaftsbild giebt, in dem er fehlte. Es giebt deren unzählige verschiedene Arten, für den Australier aber führt jeder Eukalyptus ausnahmslos den Namen „gumtree“ wegen eines den Stämmen entquellenden Harzes.

Das Holz namentlich des roten Gumtree ist seiner Härte und Dauerhaftigkeit wegen geschätzt. Ein gutes, sich zu Brettern eignendes Bauholz giebt es jedoch in Australien nicht, und das gesamte Material zum Aufbau der nach Hunderttausenden zählenden Holzhäuser hier im Lande — die Balken etwa aus-

Digitized by Google

genommen — stammt aus den Wäldern Schwedens und Nordamerikas.

Die Gegend, durch die unser Zug dahinfährt, ist flach und eintönig, in weiten Zwischenräumen liegen die einfachen Häuser der Landbesitzer oder Pächter, der sogenannten „Squatters", deren Leben, wenn sie sich nicht mit Ackerbau, sondern ausschließlich mit Schafzucht beschäftigen, entsetzlich arm an Abwechselung sein muß. Man kann eigentlich überhaupt nicht sagen, daß sich jemand hier mit der Schafzucht „beschäftige" — ausgenommen die Besitzer von Stammschäfereien — denn eine Beschäftigung ist mit der Schafhaltung kaum verbunden. Die Tiere werden in einem eingezäunten, oft viele Quadratmeilen großen „run" gehalten und weder gehütet noch sonstwie beaufsichtigt. Zur Instandhaltung der Umzäunungen sind Boundary Riders angestellt, und der Squatter läßt Gott einen lieben Mann sein, bis die Zeit der Schur herankommt und er sich mit den streikenden Scherern, Wollkäufern, Christen und Juden herumzuärgern hat.

Das Geschäft des Schafscherens ist in Australien einträglicher, als sonstwo in der Welt, zumal sich die Schurzeit der verschiedenen Kolonien über den größten Teil des Jahres verteilt. Bisher erhielten die Scherer 20 Mark für je hundert geschorene Schafe, doch ist neuerdings infolge der niedrigen Wollpreise das Scher-

Digitized by Google

geld auf 18 Mark fürs Hundert herabgesetzt, eine immerhin recht anständige Bezahlung, wenn man bedenkt, daß geübte Scherer 80 bis 100 ja selbst 120 Schafe am Tage bewältigen.

Während in früherer Zeit das Schaffleisch in Australien nahezu wertlos war, hat im letzten Jahrzehnt die Ausfuhr gefrorener Hammel nach Europa einen für die Australier ebenso erfreulichen wie für die europäischen Landwirte bedenklichen Umfang angenommen. Wenn erst einmal alle jetzt im Bau begriffenen und geplanten Gefrieranstalten ihre Thätigkeit begonnen haben, dann ade ihr armen europäischen Schafzüchter. Nun, hoffen wir, daß es der hohen Obrigkeit bei uns gelingen möge, noch rechtzeitig eine gefrorene australische Schaftrichine zu entdecken, bevor der Hammel des fünften Weltteils die deutschen Landwirte dazu zwingt, nachdem sie das Hungertuch allmählich verzehrt haben, am Bettelstabe weiter zu nagen.

Um auch eine der kleineren australischen Landstädte kennen zu lernen, verließ ich den Zug auf der Station Ararat, einem im äußersten Norden der Grafschaft Ripon zwischen den beiden höchsten Bodenerhebungen der westlichen Hälfte Victorias, dem Mount Cole und Mount William gelegenen Städtchen von 3650 Einwohnern.

Digitized by Google

Wie in Adelaide, so war ich auch hier überrascht von den hübschen Straßen, den schmucken Häusern und dem wohlhabenden Eindruck, den die gesamte Bevölkerung macht. Zerlumpten Gestalten bin ich in Australien ebenso wenig begegnet wie Stutzern und und Gigerln, die Leute sind durchweg anständig, dagegen fast niemals elegant gekleidet. Für kirchliche und gemeinnützige Zwecke scheint aller Orten mit vollen Händen gegeben zu werden, Kirchen giebt es im Überfluß, selbst die kleinste Stadt hat ihre Townhall, ihre öffentliche Badeanstalt — man nehme sich in Europa ein Beispiel daran — ihre Bibliothek mit Lesezimmern, Krankenhaus und sonstige Wohlthätigkeitsanstalten. In Ararat befindet sich außerdem eine für 400 Kranke Raum bietende Irrenanstalt.

Nachdem ich die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein genommen und in einem einfachen Gasthofe gefrühstückt hatte, machte ich mich auf den Weg nach den außerhalb der Stadt liegenden Goldfeldern.

Bald stand ich in einem sanft gewellten Gelände ohne Baum und Strauch, übersät mit kleinen, kreuz und quer durch einander liegenden, Gräbern gleichenden Erdhügeln. Außer einer aus Brettern und dem Blech alter Petroleumbehälter mühsam zusammengeflickten Hütte kein menschliches Heim, kein menschliches Wesen,

Digitized by Google

ſo weit das Auge reicht. Wo vor Jahren Tauſende und Abertauſende dem Golde und ihrem Glücke nachgejagt, die Würfel rollten und die Becher klangen, wo alle Leidenſchaften durcheinander tobten, vielleicht auch Mord und Totſchlag einſt geherrſcht, da fand ich heute die Einſamkeit des Kirchhofs. —

Wie viele Leute mochten an dieſer Stelle wohl ihr Glück geſucht, wie viele es gefunden haben? Ja, wenn die alten Gruben ſprechen könnten! Aber ſie können es nicht, ſie ſind ſtumm für alle Zeiten, und vielleicht iſt es beſſer, ſie ſchweigen, als daß ſie erzählten, was ſie erlebt. Springend und kletternd mochte ich, meiner Phantaſie freien Lauf laſſend, eine viertel Stunde lang umhergeſtreift ſein, als ich einen etwa zwölfjährigen Knaben neben einer Schubkarre am Boden ſitzen ſah. Nähertretend erkannte ich an einem von unſichtbarer Hand geführten Spaten, der in beſtimmten Zwiſchenräumen über dem Boden erſchien, daß er nicht allein war, und wenige Augenblicke darauf ſtand ich an dem Rande einer etwa fünf Fuß tiefen Grube, in der ein bejahrter Mann in hockender Stellung mit Hacke und Spaten an der Arbeit war.

Auf meine Begrüßung tönte ein freundliches „good afternoon Sir“ zurück.

„Grabt Ihr nach Gold?“ fragte ich.

„Yes Sir.“

Digitized by Google

„Und macht Ihr gute Geschäfte?"

„Not much Sir. It is a bad place and has been worked over and over again." Und er erzählte mir nun, wie erst die Europäer gegraben, und nachdem diese den Platz verlassen, die Chinesen Nachlese gehalten hätten. Er grabe nunmehr nach dem, was selbst den Chinesen entgangen sei.

„Viel ist's gerade nicht, wenn man tagsüber nur ein paar Schillinge macht, muß man bei den schlechten Zeiten halt zufrieden sein. Wenn ich einen Schacht senken könnte, würde ich schon mehr verdienen."

„Und warum," fragte ich, „senkt Ihr keinen solchen?"

Statt der Antwort deutete der Goldgräber auf ein paar Beinstümpfe und zwei neben der Grube liegende Krücken. Der Ärmste war ein Krüppel, der anstatt das Mitleid seiner Nebenmenschen in Anspruch zu nehmen, mit seinem zwölfjährigen Jungen hier in den verlassenen Feldern für ihrer beider Lebensunterhalt arbeitete.

Es lag etwas Rührendes in der einfachen Art und Weise, wie er von früheren besseren Zeiten erzählte und meinte, es könne ja höchstens noch 4—5 Jahre dauern, bis sein Sohn in der Lage sei, nicht nur sich, sondern auch ihn zu ernähren.

„Nicht immer ist mir's schlecht gegangen", plauderte

Digitized by Google

er, seine Arbeit wieder aufnehmend, weiter, „mehr als einmal habe ich Geld genug gehabt, um nach Irland zurückzukehren und dort den Rest meiner Tage in Ruhe verleben zu können. Ich habe indessen stets alles wieder verloren, was ich besaß, da ich nie zufrieden war mit dem, was ich hatte, und daher mein Glück in Minenspekulationen versuchte. Na, ich würde mich weiter nicht darum grämen, wenn ich meine gesunden Gliedmaßen hätte, und ich bereue es auch heute nicht, hierher gekommen zu sein. In meiner Heimat wäre ich zeitlebens ein armer Schlucker geblieben, während ich hier, zwar heute gleichfalls arm, doch das Gefühl habe, daß ich hätte reich sein können, wenn ich kein Thor gewesen wäre, und das ist immerhin etwas."

Ich fragte ihn, ob er mir unter dem neben der Grube liegenden Auswurf ein Stück goldhaltigen Quarzes zeigen könne, worauf er lachend erwiderte, so dick sei das begehrte Metall hier nicht gesät, wenn ich indessen Zeit habe, so könne ich der gleich beginnenden Wäsche beiwohnen und dabei vielleicht ein Stückchen Goldes zu sehen bekommen.

Wie der Mann ohne fremden Beistand aus seinem Loch herausgekommen ist, erscheint mir noch heute als ein Rätsel. Thatsache ist, daß er plötzlich auf dem Rande der Grube saß, sich mit Hilfe seiner

Digitized by Google

Krücken aufrichtete und davon humpelte, während sein Söhnchen die gefüllte Karre hinter ihm her schob. Ich folgte ihnen, und nach wenigen Minuten befanden wir uns an einem aufgestauten Rinnsal.

Hier wurde der mit den Händen zerkleinerte lehmige Grawwel in kleinen Mengen in eine Blechschale von der Größe eines Waschbeckens gethan und gewaschen. Etwa vorhandenes Gold mußte vermöge seiner Schwere zu Boden sinken. Leider war uns das Glück nicht gewogen, wir wuschen und wuschen, aber kein Gold ließ sich blicken.

„Bad luck to day", meinte der Alte mit wehmütigem, mir tief zu Herzen gehendem Blick, so daß ich in die Tasche griff, ein Goldstück herausholte und es dem Manne in die Hand drückte. Anfangs wußte er garnicht, was er sagen sollte. Dann stammelte er ein „God bless you Sir", und ich ging meiner Wege.

Um alles in der Welt möchte ich nicht, daß man hieraus den Schluß zöge, ich sei ein hervorragend mildthätiger Mensch. Ich gefiel mir hier gewissermaßen in der Rolle eines Harun al Raschid, und das war des Goldgräbers Glück. Der Himmel bewahre mich indessen nach diesem vor Schnorrern und Bettelbriefen.

In die Stadt zurückgekehrt, wohnte ich in Ermangelung anderen Zeitvertreibes der öffentlichen Ver-

Digitized by Google

steigerung eines Nachlasses bei, zu der etwa ein Dutzend Frauen mit samt ihren Kindern und Kinderwagen erschienen waren, und bei der namentlich für alte Schmöker religiösen Inhalts ganz unglaublich hohe Gebote abgegeben wurden, ließ mir später im Gasthofe von der hübschen Tochter meines Wirtes von den herrlichen Weinbergen in der Nähe Ararats erzählen und fuhr gegen Abend nach der mit der Bahn in etwa einer Stunde erreichbaren Stadt Ballarat weiter. Ballarat, mit einer Bevölkerung von etwa 45 000 Einwohnern bei weitem die bedeutendste aller australischen Binnenlandstädte, verdankt seine Entstehung der in das Ende der vierziger Jahre fallenden Entdeckung außerordentlich reicher Goldfelder und ist auch heute noch eine Minenstadt in des Wortes vollster Bedeutung, wenn auch die Zeiten, in denen das Gold gleichsam auf der Straße lag, und in denen der Revolver eine Rolle spielte, längst entschwunden und dahin sind. Heute liegt das Geld nicht auf, sondern unter den Straßen Ballarats; Schachte, die oft eine Tiefe von 3000 Fuß haben, führen hinab zu dem goldhaltigen Quarz, von dem nicht selten mehrere Tausend Kilo mühsam in riesenhaften Stampfmühlen zermalmt werden müssen, um eine einzige Unze reinen Goldes zu gewinnen.

Kleinere und größere solcher Mühlen finden sich

Digitized by Google

über die ganze Stadt verstreut, und wenn man hört, daß 275000 Unzen die Ausbeute eines Jahres sind, so kann man sich ungefähr einen Begriff davon machen, welche Unmassen Quarzes hier gefördert und verarbeitet werden.

Ich besichtigte eine der größeren Waschanstalten, in der achtzig Stampfen einen geradezu ohrenbetäubenden Lärm vollführten. Die zerstampfte Masse hat verschiedene Schlemm- und Mahlprozesse durchzumachen, und das Ende vom Liede ist sehr viel weniger Gold, als der Laie sich's vorzustellen pflegt. Die ausgewaschenen Körnchen werden zusammengeschmolzen und in Barren gegossen.

Die Arbeiter in den Minen erhalten 7 M. 50 Pf. Tagelohn, sämtliche Minen sind in den Händen von Aktiengesellschaften, und alles ist so prosaisch wie möglich. Die Romantik des Goldgräberlebens, wie Gerstäcker uns dasselbe geschildert hat, findet sich nur noch gelegentlich in unentdeckten Golddistrikten, wie beispielsweise letzthin in den in Westaustralien gelegenen Coolgardie-Minen, in denen binnen wenigen Monaten Millionen verdient worden sind.

Aber die Romantik ist auch da nicht von langer Dauer gewesen, der Kapitalist verdrängte den auf seine eigene Faust grabenden Abenteurer, eine Quadratmeile nach der anderen ging in die Hände großer

Digitized by Google

Gesellschaften über, und dem kleinen Manne, der gestern noch die Möglichkeit sah, in einem Tage, wenn das Glück ihm lächelte, ein reicher Mann zu werden, ist heute nur die Wahl geblieben, zurückzukehren, von wo er gekommen ist, oder gegen festen Tageslohn für den zu arbeiten, der ihn verdrängt hat. Was müssen das für Zeiten gewesen sein, als auf dem, heute einem verlassenen Kaninchenbau gleichenden, im Osten Ballarats gelegenen Blackhill gleichzeitig an die 60 000 Goldgräber, jeder mit Hacke und Spaten bewaffnet, an der Arbeit waren, und Klumpen massiven Alluvialgoldes bis zum Gewichte von nahezu zwei Zentnern gefunden wurden.

Als ich auf dem Blackhill an einem Sonntage meinen ersten Besuch machte, fand ich die alten Goldfelder ebenso verödet, wie diejenigen Ararats, erfuhr jedoch von einem auf dem Turme eines Pumpwerks stationierten Wächter, daß es an Wochentagen, wenn auch schlechte Zeiten über das Land gekommen seien, wieder ganz lebhaft daselbst zugehe.

„Dann graben die Leute also wohl nur, wenn sie nichts Besseres zu thun haben", fragte ich.

„That's just what it is, und Leute, die nichts Besseres zu thun haben, giebt es jetzt leider in Menge. Manch einen können Sie hier morgen für seinen Lebensunterhalt schuften sehen, der noch im vorigen Jahre

Digitized by Google

seine 50000 Lstr. in der Bank hatte. Bad times, Sir, very bad times, you may believe an old man, who has been for nearly 50 years in the country."

„Euch scheint's auch nicht sonderlich gut gegangen zu sein, und außer den 50 Jahren habt Ihr wohl nicht viel zurückgelegt, wenn Ihr hier in Euren alten Tagen noch den Wächter spielt?"

„Up and down, Sir, up and down, sometimes I had money, sometimes not, just as it happened to be. Ich habe Zeiten erlebt — es war in den fünfziger Jahren — wo man die Pfundstücke wie Pfennige springen ließ, habe mit meinen eigenen Augen einen „nugget" (Goldklumpen) von 2217 Unzen gesehen, der dem, der ihn gefunden, 9000 Lstrl. eintrug. Dreimal habe ich ihn gesehen mit diesen selben Augen. Yes Sir, so it is", und dabei spuckte er über die Brüstung des Turmes, und seine Augen glänzten bei der Erinnerung an jenen denkwürdigen Fund, daß es eine Freude war.

Der alte Herr schien mich in Verdacht zu haben, daß auch ich „hard up" sei und gab mir, als ich mich von ihm verabschiedete, den Rat, mein Glück lieber neben dem Eisenbahngeleise als am Blackhill zu versuchen.

Tags darauf war ich bei Zeiten wieder zur Stelle, um den Anmarsch der Goldgräber und Goldwäscher zu

Digitized by Google

beobachten. Sei es nun, daß man sich durch das schöne Sprichwort „Morgenstunde hat Gold im Munde" schon zu oft hatte auf den Leim locken lassen, oder daß man noch unter den Nachwehen sonntäglicher Frömmigkeit — die in Ballarat so weit geht, daß man mir in dem Hotel, in dem ich wohnte, sogar das Mittagessen vorenthielt und mich mit Thee und tags zuvor gebackenem Brot abspeiste — litt, kurz ich hatte bis gegen neun Uhr zu warten, bevor die ersten Gräber den Spaten über der Schulter, die Waschschüssel unterm Arme, heranzogen.

Ein prächtiger Blick vom Gipfel des Berges auf die an einem See gelegene Stadt, auf eine fern am Horizont sich hinziehende Hügelkette und bläulich schimmernde Eukalyptuswälder ließ mich auch so mein frühes Kommen nicht bereuen.

Zu zweien und dreien, selten für sich allein, gingen die Leute an die Arbeit. Kein einziger von ihnen entsprach dem Bilde, welches man sich daheim von einem Goldgräber zu machen pflegt. Von malerischen, phantastischen Trachten, riesenhaften Hüten, rotwollenen Hemden und blitzenden Revolvern in ledernen Gürteln war nichts zu entdecken. Statt dessen sah man die nüchterne Tracht städtischer Arbeiter, vielfach sogar gestärkte Hemden, bunte Kravatten mit Busennadeln und steife moderne Filzhüte.

Digitized by Google

Nachdem ich dem Graben etwa eine Stunde zugeschaut und nicht den geringsten Goldklumpen zu Gesicht bekommen hatte, befolgte ich den Rat meines Freundes vom vergangenen Tage und suchte die Minen längs des Bahndammes auf. Dort schien das Geschäft thatsächlich etwas besser zu gehen; denn an der ganzen Linie entlang waren, soweit ich sehen konnte, Leute am Graben und Waschen. Mit einigen derselben ließ ich mich in ein Gespräch ein und erfuhr, daß man durchschnittlich in letzter Woche 20—30 Mark für den Mann verdient habe; auch zeigte man mir einige ausgewaschene Goldkörnchen von der Größe eines Stecknadelkopfes. Das ganze Gelände, so meinte man, sei zwar schon einmal durchsucht worden, aber ausgeschlossen sei es trotzdem nicht, daß man gleich den Gräbern früherer Zeiten auch heute noch an einem Tage sein Glück machen könne. Nur sei das seit Jahr und Tag nicht mehr vorgekommen.

Immerhin sind diese alten Goldfelder in der Nähe der verschiedenen Städte ein großer Segen für die Bewohner der letzteren. Sind die Zeiten schlecht, und hat der kleine Mann keine Arbeit, so greift er zum Spaten und verdient sich mit Goldgraben wenigstens genug, um sich und seine Familie über Wasser zu halten, bis sich die Verhältnisse gebessert haben.

Gegen die Entrichtung eines Betrages in Höhe

Digitized by Google

von 5 Mark kann sich im Staate Viktoria ein jeder von der Regierung das Recht erwerben, für die Dauer eines Jahres auf allen Regierungsländereien nach Gold zu graben, wo immer es ihm beliebt.

Sehenswürdigkeiten irgend welcher Art bietet die Stadt Ballarat nicht. Hübsche Gebäude giebt es in Menge, und die Straßen sind meist breit und gut gehalten. Gas- und Wasserleitung fehlen ebenso wenig wie ein botanischer Garten, und eine öffentliche Badeanstalt, deren Erbauung 70000 M. gekostet hat, bildet den Stolz der Munizipalität.

In nicht weniger als elf Kirchen wird den Bürgern Ballarats Gelegenheit geboten, sich an dem Worte Gottes aufzurichten und nach Beendigung der Andacht die neuesten Toiletten der jungen Damen zu bewundern, die in Australien just so eitel sind, als ihre europäischen Schwestern und auch dem Reize güldener Geschmeide allem Anschein nach nicht besser zu widerstehen vermögen, als das deutsche Gretchen es gekonnt. Mehr als anderswo dürfte wohl hier für Mann und Weib das Wort gelten:

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles!

Deutsche soll es in Ballarat gegen fünftausend geben. Der Mehrzahl nach sind dieselben Minen-

Digitized by Google

arbeiter, und nur wenige befinden sich in guter Vermögenslage.

Ich hatte von einem der angesehensten Deutschen Melbournes ein Einführungsschreiben an einen unserer angesehensten Landsleute in Ballarat erhalten. Jedes Kind, so war mir von dem Briefschreiber versichert worden, würde mir das Haus des betreffenden Herrn, der in ganz Australien bekannt sei, zeigen können.

Leider habe ich dem Adressaten den Brief nicht aushändigen können, da er, „einer der angesehensten Deutschen Ballarats", seit bereits sechs Jahren — tot war. Und davon hatte „einer der angesehensten Deutschen" in dem nur drei Stunden mit der Bahn entfernten Melbourne keine Ahnung! Ist das zu glauben?

In Melbourne, der Hauptstadt Viktorias, hatte meine Eisenbahnfahrt ihr Ende erreicht. Was die von mir benutzten Abteile anlangt, so kann ich nur sagen, daß sie in Bezug auf solide Ausstattung und Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Auch an den in die Expreßzüge eingestellten Schlafwagen ist nichts auszusetzen. Mißfallen haben mir nur die in den Rauchabteilungen in den Fußboden eingelassenen riesigen messingenen Spucktrichter erregt, bei deren Anblick, nachdem sie allen Umhersitzenden stundenlang als Zielscheibe gedient hatten, mich oft ein der Seekrankheit ähnliches Gefühl beschlich.

Digitized by Google

Der Australier kaut im Gegensatz zum Amerikaner im allgemeinen weder Tabak noch Gummibonbons und ist denn auch im Vergleich zu diesem in Bezug auf Spucken ein wahrer Engel. Dennoch genügt das, was er in dieser Hinsicht leistet, vollauf, seine Gesellschaft einem Europäer hier und da zu verleiden.

Erwähnt sei noch, daß die Regierungen aller australischen Kolonien, durch die mich mein Weg führte, mir für die ganze Dauer meines Aufenthaltes im Lande Freikarten für sämtliche Bahnen zur Verfügung gestellt haben, eine Aufmerksamkeit, der sich auch die Kommandanten und Offiziere der australische Häfen anlaufenden fremden Kriegsschiffe erfreuen, und die in denjenigen, denen sie erwiesen wird, nicht selten den Wunsch aufkommen läßt, daß die Regierungen anderer Länder ein Gleiches thun möchten.

Daß Melbourne nicht nur die schönste Stadt Australiens, sondern des ganzen Erdrundes ist, darüber sind sich die 1 166 003 Einwohner der Kolonie Victoria einig. Wer nicht ihrer Ansicht ist, der riskiert totgeschlagen oder zum Haremswächter qualifiziert zu werden.

Ich verdenke den Leuten ihren Lokalpatriotismus nicht. Melbourne ist unstreitig eine Stadt, auf die jeder europäische Staat stolz sein könnte, ein wahres Weltwunder, wenn man dem Umstande Rechnung

Digitized by Google

trägt, daß sie noch nicht das sechzigste Lebensjahr vollendet hat und trotzdem nahezu eine halbe Million Einwohner zählt.

Wie die Kolonie Victoria selbst, so verdankt auch deren Hauptstadt ihre schnelle Entwicklung den Goldminen des Landes, deren Ausbeute in den letzten vierzig Jahren allein auf 4½ Milliarden Mark geschätzt wird.

Bedenkt man, daß die Kolonie dazu noch eine Milliarde Schulden gemacht hat, so wird man sich ungefähr einen Begriff davon machen können, daß hier mit dem Pfennig nicht gefuchst worden ist.

Ich glaube, daß Melbourne in Bezug auf die Anzahl seiner Prachtbauten einen Vergleich mit Berlin nicht zu scheuen braucht. Es giebt Straßen, in denen sich ein Palast an den andern reiht, deren jeder einzelne Millionen gekostet hat.

Breite Verkehrsadern durchziehen die Stadt, und herrliche öffentliche Parkanlagen sind der Erholung gewidmet. Alles ist großartig und eigentlich nur wenig „out of proportion", wie der Engländer sagt. Bei der Anlage der Stadt scheint von vornherein auf ein schnelles Wachstum gerechnet worden zu sein, und man hat daher nicht, wie bei den meisten Städten der Vereinigten Staaten, die Empfindung, einen seiner Kleider entwachsenen Riesen vor sich zu haben.

Digitized by Google

Daß ich mich für Melbourne trotz alledem hätte begeistern können, möchte ich nicht behaupten, ich gebe vielmehr dem minder großartigen, aber gemütlicheren Sydney den Vorzug. In Melbourne ist mir alles zu neu. Die Stadt macht, um mich eines Vergleichs zu bedienen, den Eindruck einer kostbaren, aber noch unangerauchten Meerschaumspitze, was man von Sydney mit seinen verhältnismäßig engen Straßen und teilweise alten Gebäuden gewiß nicht behaupten kann.

Beide Städte haben gleich Adelaide ihren zoologischen und botanischen Garten, ihre Townhalls — jede derselben mit einer riesenhaften Orgel — ihren Postpalast, ihre Universität, Parlamentsgebäude, Rennbahnen, Klubs, Denkmäler und ungezählte Kirchen.

Außerdem besitzt Melbourne ein Bergbau- und Sydney ein zoologisches und ethnographisches Museum.

An vortrefflichen Gasthöfen fehlt es weder hier noch dort. Ja, das Australia-Hotel in Sydney möchte ich als eines der besten aller fünf Weltteile bezeichnen. Der Preis für ein Zimmer ist in der Regel 10 bis 15 Mark täglich mit voller Verpflegung. Licht und Bedienung, Bäder, heiße wie kalte, stehen den Gästen Tag und Nacht unentgeltlich zur Verfügung. Mit den Gasthöfen ist nicht selten ein „Bar room" verbunden, in dem mittags sämtliche Besucher — und mögen dieselben auch nur ein Glas Bier zu 50 Pfennig

Digitized by Google

trinken — an einem mit kalten und warmen Schüsseln besetzten Büffet genießen können, was und so viel ihnen beliebt, ohne daß ihnen für die genossenen Speisen auch nur ein Pfennig berechnet würde. In kleineren Speisehäusern erhält man für 50 Pfennig eine vollständige Mahlzeit, bestehend aus Suppe, Fleisch mit Gemüse und Pudding, dazu Thee oder Kaffee und für das Doppelte vier Gänge, Thee, Kaffee, eine halbe Flasche Ale oder eine viertel Flasche australischen Weines. Die meisten Lebensmittel sind erstaunlich billig, Hammelfleisch kostet 15—20 Pfennig, Rindfleisch 30—50 Pfennig das Pfund. Langusten (Hummer) von einer Größe, wie man sie in Europa nie zu sehen bekommt, werden mit einer Mark das Stück, Austern mit 50 Pfennig das Dutzend bezahlt u. s. w. Teuer sind in Australien dagegen europäische Waren, die Mieten für Wohnungen, das Halten von Dienstboten und alles, was irgendwie an Luxus grenzt.

Vom gesellschaftlichen Leben habe ich nicht viel gesehen. Den Leuten, mit denen ich in der ersten Klasse der Eisenbahnwagen zusammentraf, merkte man nur zu oft das Zwischendeck an, in dem sie herüber gekommen waren. Aber sie waren ungleich liebenswürdiger, weniger rücksichtslos und renommistisch als die Amerikaner. Auch das Reklamewesen steht im

Digitized by Google

fünften Erdteil noch nicht auf der gleichen Höhe wie in Amerika. Es giebt in Australien denn doch immer noch einige unbemalte Felswände und unbedruckte Zahnstocher. Neu waren mir in dieser Richtung allerdings die neuseeländischen Postwertzeichen, deren Rückflächen zu Geschäftsanzeigen Verwendung gefunden hatten.

Viel des Eigenartigen bietet das Leben im fünften Erdteil nicht, da man sich in allem bemüht, so englisch wie möglich zu sein. Als spezifisch australisch muß ich freilich die Sitte bezeichnen, in den Gasthöfen den Gästen neben einem Stück gebrauchter Seife ebensolche Kämme und Bürsten, hier und da sogar (ich fand das freilich nicht in Australien, sondern auf den Fidschiinseln, wo man nach australischem Muster arbeitet) Rasierpinsel und Zahnbürste auf den Toilettentisch zu legen.

Australien ist kein Land für den mit wenig Arbeit auskommenden Gentleman. Dieser muß sich unglücklich und vereinsamt fühlen; denn Menschen, die nichts zu thun haben, spielen hier eine elende Rolle. Alles ist „Business", ich möchte beinahe sagen sebst die Vergnügungen und die Frömmigkeit. Ich habe in Australien nie einer Unterhaltung gelauscht, in der nicht von Pounds, Schillings und Pence, Stock exchange, Goldshares u. s. w. die Rede war. Von ver-

Digitized by Google

feinertem Lebensgenuß haben die wenigsten Menschen eine Ahnung, aber sie fühlen sich in ihrer Art, zu leben, wohl und glücklich, und das ist die Hauptsache. Wäre ich ein armer Schlucker und ein tüchtiger Handwerker obendrein, ich würde jetzt, nachdem ich die Verhältnisse kennen gelernt, keinen Augenblick zögern, mein Glück in Australien zu versuchen. Bei einem Arbeitslohn von 10 Mark für den Tag ist es für einen unverheirateten Handwerker ein Leichtes, jährlich 1500 bis 2000 Mark zurückzulegen, oder für einen verheirateten, mit seiner Familie so zu leben, wie wenige seinesgleichen daheim.

Auch als Köchin oder Dienstmädchen würde ich mein Militärverhältnis in der deutschen Heimat abbrechen, meinem Kavalleristen, Infanteristen, Ballonschiffer, oder was immer er sein mag, den Laufpaß geben und übers große Wasser gehen.

Hohe Gehälter wirken bekanntlich nicht immer veredelnd auf den Charakter des Menschen. Das ist auch bei deutschen Dienstmädchen der Fall, und manche, die daheim nach Aussage ihrer Herrschaften bei 150 Mark Jahreslohn die reinen Engel waren, werden bei der fünf- und zehnfachen Summe im Auslande zu Hyänen.

Die kleidsamen Engelsflügel werden als altmodisch bei Seite gelegt, dafür gesteppte seidene Unterröcke das

Digitized by Google

Stück zu 60—100 Mark angeschafft, und mit dem engelhaften Wesen ist's vorbei.

Hier nur ein Beispiel für viele: Die Frau unseres Konsuls in Honolulu hatte sich ein deutsches Mädchen mit aus der Heimat gebracht, deren Fleiß, Ordnungsliebe, Sanftmut und Bescheidenheit nicht nur schwarz auf weiß von früheren Dienstgebern garantiert, sondern in monatelangem persönlichen Verkehr zuvor sorgfältig erprobt waren.

Anfangs ging auch alles vortrefflich, bis mit dem Anlegen des gesteppten seidenen Unterrockes eine auffallende Veränderung in dem Benehmen der Trägerin dieses Kleidungsstückes eintrat.

Anna — so hieß die Perle —, die bis dahin ihrer Herrschaft stets diejenigen Aufmerksamkeiten erwiesen hatte, die ein gutes deutsches Mädchen seiner Herrschaft zu erweisen pflegt, wurde von Tag zu Tag unhöflicher, dachte schließlich gar nicht mehr daran, in der Frühe „Guten Morgen" und des Abends „Gute Nacht" zu sagen, was ausdrücklich von ihr verlangt wurde.

Endlich wurde die Sache der Frau Konsul zu bunt, und als der ehemalige Engel eines schönen Morgens wiederum ohne Gruß durchs Zimmer schwebte, wurde er ins Gebet genommen.

„Anna", meinte die Frau Konsul, „ich bin bisher,

Digitized by Google

wie Sie gemerkt haben werden, stets mit Ihnen zufrieden gewesen. Sie waren höflich und bescheiden. Das hat sich in letzter Zeit geändert, und ich ahne nicht, was Ihnen eigentlich in die Krone gefahren ist. Wissen Sie nicht, daß es sich für einen Dienstboten schickt, seiner Herrschaft „Guten Morgen" zu sagen?"

Anstatt reuevoll zu Kreuze zu kriechen, stemmt die einst so sanftmütige Anna die Arme in die Seiten, lacht aus vollem Halse und entgegnet: „Nein! Wie komisch Madame ist! Hier zu Lande giebt's ja doch überhaupt gar keine Herrschaften!"

Nach offiziellen Angaben des „Australischen Jahrbuches von 1893" betragen die Jahreslöhne neben freier Station durchschnittlich in Neu-Süd-Wales für

Gärtner, Kutscher, Reitknechte	800—1300	M.
Schäfer	700— 900	„
Landarbeiter	800—1000	„
Köchinnen	900—1600	„
Gewöhnliche Dienstboten . .	700—1000	„
Wäscherinnen	900—1000	„
Kindermädchen	400— 600	„

Das Schlimmste ist nur, daß nicht jeder, der herkommt, auch sofort eine Stellung findet, namentlich in jetziger Zeit, wo jedermann sich einzuschränken

Digitized by Google

sucht und es der Stellenlosen in Australien so viele giebt, daß die Zahl der nach Europa Zurückkehrenden die der neuen Einwanderer bereits um ein Beträchtliches übersteigt. Am unglücklichsten daran ist hier, wie auch in Amerika, der Einwanderer der sogenannten besseren Stände, der ohne feste Abmachung herauskommende Kommis, der um die Ecke gegangene Offizier und der mittellose Landwirt, der sich scheut, den Pflug selber in die Hand zu nehmen.

Solche Leute thun besser daran, daheim zu bleiben, als hier ihren Landsleuten und schließlich sich selbst zur Last zu fallen.

Herr Rechtsanwalt Brahe, unser Konsul für Victoria, der erst vor kurzem in seiner Eigenschaft als solcher sein 25jähriges Jubiläum gefeiert und über 45 Jahre im Lande zugebracht hat, erwies mir die Liebenswürdigkeit, mich persönlich mit Melbourne und seiner Umgebung bekannt zu machen, mich in den deutschen Klub einzuführen u. a. m. Letzterer befindet sich — alles infolge des letztjährigen Krachs — zur Zeit in keiner allzu glänzenden Finanzlage. Daß er indessen bessere Zeiten gesehen hat, das bewies ein in dem großen Festsaale hängendes Bild des Fürsten Bismarck von der Hand Anton von Werners, für welches der Klub nicht weniger als 12 000 Mark gezahlt hat. Hoffen wir, daß er recht bald wieder

Digitized by Google

in die Lage kommen möchte, sich ähnliche kleine Scherze abermals leisten zu können.

Herr Brahe besitzt, wie jeder gutgestellte Bürger Melbournes, seine Villa außerhalb der Stadt, und eine allerliebste Villa obendrein. Bei deutschen Gerichten und deutschem Wein würde ich hier beinahe vergessen haben, daß ich mich im fünften Erdteile befand, hätte nicht das bei Tisch aufwartende Dienstmädchen einen gar zu australischen Eindruck gemacht. Nicht etwa, daß sie eine jener mordsgarstigen Ureingeborenen des Landes gewesen wäre, o nein! sie war eine impertinent blonde unverfälschte Irländerin, die scheinbar erst vor kurzem ihren heimatlichen Kartoffelfeldern Valet gesagt hatte. Was ihr jedoch ein durch und durch australisches Gepräge verlieh, das war der Aufputz, in dem sie bei Tische erschien: braunseidener Rock, meergrüne Sammettaille und funkelnde „Brillantboutons" in den dicken, bläulichroten Ohrläppchen — kurzum ein Anblick für Götter.

Sowohl Melbourne wie Sydney haben vorzügliche Häfen. Während aber der Melbourner Hafen neben seiner Vorzüglichkeit als Ankerplatz keine weiteren Reize bietet, streitet sich Sydney mit San Francisco und Rio de Janeiro um die Ehre, den schönsten Hafen der Erde zu besitzen.

Die Einfahrt in den Sydneyhafen ist in der That

Digitized by Google

märchenhaft schön. Man könnte sich auf der rings von bewaldeten Bergen eingeschlossenen Bucht an einen der italienischen Seen versetzt denken. Von stolzen Höhen und aus malerischen Schluchten grüßen uns prächtige Paläste und lieblich in blühenden Gärten gelegene Villen. Überall an den Ufern liegen kleinere Ortschaften verstreut, zwischen denen und der Hauptstadt unzählige weißgetünchte Dampfboote einen lebhaften Verkehr unterhalten. Ich kenne keine Hafenstadt, die auf den zur See ankommenden Fremden einen freundlicheren, einladenderen Eindruck machte, als Sydney, die „Königin des Südens". Sie hält freilich, wie die meisten blendenden Schönheiten, im Innern nicht ganz, was sie von außen verspricht, ja sie muß sich's sogar gefallen lassen, von den eifersüchtigen Melbournern als unzivilisiert und altfränkisch verspottet zu werden. Aber gerade in diesem Altfränkischen liegt für mich Sydneys größter Vorzug gegenüber seiner jüngeren Nebenbuhlerin, und außerdem hat die Stadt eine so herrliche Umgebung, daß ich selbst, wenn sie aller sonstigen Reize bar wäre, dort lieber leben möchte als in der Hauptstadt Victorias. Mit gegen 400 000 Einwohnern ist Sydney die zweitgrößte Stadt Australiens und als Hauptstadt von Neu-Südwales die Metropole der reichsten australischen Kolonie, deren jährliche Ein- und Aus-

Digitized by Google

fuhr sich auf nahezu eine Milliarde beläuft, während Victoria mit etwa 750 Millionen Mark erst in zweiter Linie steht.

Unserem in Sydney residierenden Generalkonsul, Herrn Pelldram, habe ich außer einer Reihe angenehmer Stunden auch die Vermittlung einer höchst interessanten Bekanntschaft zu verdanken, nämlich einer solchen mit einer Anzahl Ureingeborener des australischen Festlandes, den garstigsten Menschen, denen ich irgendwo begegnet bin. Eine etwa einstündige Wagenfahrt brachte uns zu ihren jammervollen, aus Lumpen und alten Wellblechstücken zusammengeflickten Hütten. Es war ein trostloser Anblick, die Nachkommen der einstigen Besitzer des Landes sich hier in einem Zustande tiefster Verkommenheit im Schmutze herumsielen zu sehen.

In einer der Hütten fanden wir ein bereits ergrautes, scheinbar gelähmtes Weib neben einem verlöschenden Feuer einsam und fröstelnd am Boden liegen, das Abstoßendste von einem menschlichen Wesen, was man sich nur vorstellen kann. Durch Gesten forderte uns die Alte auf, Reisig herbeizuholen und ein helleres Feuer anzufachen, was wir auch thaten, ohne dafür, ebenso wie für die verabfolgten Almosen auch nur das allergeringste Zeichen des Dankes zu ernten.

Digitized by Google

Allzu viel scheinen sich die Regierungen der einzelnen Kolonien nicht um das Wohl der langsam aussterbenden Ureinwohner des Landes zu bekümmern, und diese selbst es auch nicht anders zu wollen. Sämtliche Versuche, sie zu zivilisieren, sind gescheitert, und wenn sich auch ausnahmsweise Eingeborene finden, die von den Missionaren den Namen nach zu Christen gemacht worden sind, sich europäisch kleiden und sogar, wie ich an einigen weiblichen Scheusalen, die während einer Sitzung im Central Police Court in Sydney vorgeführt wurden, sah, dem Demimondewesen nicht fremd geblieben sind, so zieht die große Mehrzahl doch vor, nach Art ihrer Vorfahren im Busch zu leben und sich nur auf den Stationen sehen zu lassen, um alljährlich am Geburtstage der Königin von England ein Geschenk in Gestalt einer wollenen Decke oder andere kleine Gaben in Empfang zu nehmen. Nützlich haben sie sich eigentlich nur als sogenannte „Trackers", d. h. Spurfinder im Dienste der Polizei, sowie merkwürdigerweise auch als Zureiter roher Pferde erwiesen. Ich sage merkwürdigerweise, weil das Pferd, wie alle anderen Reittiere erst von den Europäern in Australien eingeführt worden ist, und somit von einer ererbten kavalleristischen Begabung nicht die Rede sein kann.

Wie viele Eingeborene heute noch auf dem austra-

Digitized by Google

lischen Kontinent leben, ist schwer zu sagen. Die statistischen Angaben darüber sind höchst unzuverlässig, wie zur Genüge daraus hervorgeht, daß im Jahre 1881 die Zahl der Eingeborenen auf 31 700, im Jahre 1891 auf 59 618 angegeben wurde, obgleich nachgewiesenermaßen die Zahl der Sterbefälle unter ihnen diejenige der Geburten bei weitem übersteigt, so daß kein Zweifel darüber herrscht, daß die ganze Rasse dem Untergange geweiht ist.

Nicht minder interessant, als dieser Besuch bei den Australnegern, war ein solcher, den ich unter Führung des Generalagenten des Norddeutschen Lloyd und österreichischen Konsuls, Herrn Kapitän Mergell, einer der größten Fleischgefrieranstalten Sydneys abstattete.

Die Anstalt, in der gleichzeitig dreißigtausend Schafe gefroren werden können, liegt unmittelbar am Wasser, so daß die geschlachteten, enthäuteten und vollkommen zum Verkauf fertigen Tiere in kleineren Dampfern längsseit gebracht werden können. Nachdem sie zuvor einen allmählichen Kühlprozeß durchgemacht haben, werden die Körper in die Gefrierkammern gebracht, dort aufgehängt und mit Hilfe eingeführter kalter Luft einer langsam bis auf — 10 Gr. C. sinkenden Temperatur ausgesetzt. Das gefrorene Fleisch ist hart wie Holz und spröde wie Glas. Die Schafskörper

Digitized by Google

oder Rinderviertel werden einzeln in saubere weiße Baumwollsäcke verpackt, auf besonders dazu eingerichtete, d. h. mit Gefriermaschinen versehene Dampfer verladen und entweder durch den Suezkanal oder um das Kap der guten Hoffnung herum nach Europa, größtenteils nach London gebracht, wo sie in genau demselben frischen Zustande, in dem sie in Australien an Bord geschafft worden sind, anlangen. Wenn man bedenkt, daß die Kosten des Gefrierens und der Fracht bis London sich für jedes Schaf auf nicht mehr als 25 Pf. stellen, und daß ein ausgewachsenes geschlachtetes Schaf in Australien etwa 2 M. 50 Pf. kostet, so wird man sich leicht ausrechnen können, zu welchen Preisen australisches Fleisch in Europa verkauft werden kann und welch enormer Schaden unsern Viehzüchtern daheim durch eine solche Konkurrenz zugefügt wird.

Erwähnt sei hierbei, daß in den Gefrieranstalten nicht nur Fleisch für den europäischen, sondern auch für den australischen Markt gefroren wird. Erhält z. B. jemand einen Fasanen, Hasen oder einen besonders seltenen Fisch, den er erst nach Tagen oder Wochen bei einer festlichen Gelegenheit auf die Tafel bringen möchte, so schickt er das betreffende Stück in die Gefrieranstalt und läßt es dort so lange aufheben, bis es gebraucht wird. Auch werden gefrorene Tiere als Geschenke versandt, und nichts

Digitized by Google

sieht appetitlicher aus, als ein in einem kristallklaren Eisblock eingefrorener Fisch. Der Leiter der von mir besuchten Anstalt zeigte mir sogar eingefrorene Sträuße frischgepflückter australischer Blumen, die für die Tafel der Königin von England bestimmt waren.

Wäre Ben Akiba unser Zeitgenosse und nebenbei Weltreisender gewesen, er würde Herrn Georg Büchmann die Mühe, den leichtfertigen Ausspruch: „Alles schon dagewesen" in die „Geflügelten Worte" aufzunehmen, wahrscheinlich erspart haben.

Am 9. Juli verließ ich an Bord eines zwischen Australien und San Franzisko verkehrenden, unserm Landsmann Claus Spreckels, dem Zuckerkönige von Hawaii, gehörenden Dampfers, der „Alameda", den Hafen von Sydney, um mich über Neuseeland nach den Samoainseln zu begeben, die, wie schon bemerkt, mein eigentliches Reiseziel bildeten.

Digitized by Google

Die „Alameda“ war kein übles Schiff, ihr Kapitän ein Original, das Wetter leidlich, so daß die Reise ein Vergnügen hätte sein können, wären die Fahrgäste nicht fast durchweg Australier und Amerikaner von der schlimmsten Sorte gewesen. Ein an Bord befindlicher Europäer schien sich gleichfalls in der Rolle des Amerikaners zu gefallen und suchte ihn an Rücksichtslosigkeit womöglich noch zu überbieten.

Auch wie er sich räuspert und wie er spuckt,
Das hat er ihm glücklich abgeguckt.

Die Australier renommierten in Pounds, die Amerikaner in Dollars, die einen bezeichneten die anderen als „uncivilized people“, „bushrangers“ und was weiß ich sonst noch, so daß es mich heute noch wundert, daß alles ohne Keilerei und Boxerei abgegangen ist. Nachdem ich mich genugsam über diese Gesellschaft geärgert hatte, änderte ich den Kurs

Digitized by Google

und fing an mich über dieselbe zu amüsieren. Meine helle Freude hatte ich an einem mir bei Tische gegenübersitzenden amerikanischen Juden, dessen Wiege, wenn nicht alle Anzeichen trügten, in der Frankfurter Judengasse gestanden hatte. Er war einer der größten Renommisten, die wir an Bord hatten, und konnte den Mund nie voll genug nehmen, — nebenbei bemerkt auch beim Essen, wo er sein Möglichstes that, Herrn Claus Spreckels zu schädigen. Was er aß und in welcher Reihenfolge er die Speisen genoß, war ihm gleichgültig: so sah ich ihn eines Mittags — der Kapitän ist mein Zeuge — gekochten Fisch mit Blumenkohl und Aprikosenkompot essen und dazu Kaffee trinken. Daß er, trotzdem er behauptete, kein Wort Deutsch zu verstehen, von Geburt mein Landsmann war, erkannte ich aus der Tapferkeit, mit der er mit dem Messer an seinem Munde herumfuhrwerkte.

Unsere Bedienungsmannschaft bestand aus freien Amerikanern, die, falls sie gerade keinen Dienst hatten, sich mit den Mützen auf dem Kopfe, die Hände in den Hosentaschen, pfeifend oder singend im Salon herumräkelten und die Fahrgäste gelegentlich mit „my dear boy“ anredeten. Einer der Mitreisenden erzählte mir, daß, als er einen der Stewards bei Tische um einen Theelöffel gebeten hatte, dieser einen solchen aus der Hosentasche gezogen und ihm überreicht habe.

Digitized by Google

Alles dies fiel mir natürlich um so mehr auf, als ich noch an die wohlerzogenen und bescheidenen Stewards des Norddeutschen Lloyd gewöhnt war, wenngleich ich es auch bei ihnen wenig appetitlich finde, daß sie dem eine Weinkarte ausfüllenden Fahrgast einen von ihnen hinterm Ohr getragenen naßgeschwitzten Bleistift überreichen. Aber zwischen einem Bleistift und einem Theelöffel ist denn doch immerhin ein himmelweiter Unterschied.

Am vierten Tage kamen die bizarren Linien der steilen, felsigen Nord-Küste Neuseelands in Sicht; wir fuhren, südwärts steuernd, zwischen zahlreichen malerischen Inseln hindurch und lagen zwölf Stunden später im Hafen von Auckland.

Neuseeland ist uns von der Schule her als ein vom Meer umrauschter, Italien ähnlicher, stark zerrissener Stiefel auf der südlichen Halbkugel bekannt, dessen Bewohner unsere Antipoden sind. Manche Menschen wissen zwar mehr über Neuseeland, ohne daß jedoch deshalb die übrigen den Anspruch erheben, für hervorragend ungebildet gelten zu wollen.

Auch ich würde zu den „übrigen" gehört haben, hätte mich das Schicksal nicht im vergangenen Jahre auf einer Fahrt von Java nach den Sandwichinseln mit einem liebenswürdigen Amerikaner — Sie sehen, ich bin gerecht und erkenne an, daß es auch solche

Digitized by Google

giebt — zusammengeführt, der nicht nur jahrelang Neuseeland bereist, sondern sogar ein Buch über Land und Leute geschrieben hatte, in dem ich das, was er mir nicht persönlich erzählte, gedruckt lesen konnte. Somit wußte ich, daß Neuseeland im Jahre 1642 von dem Holländer Tasman entdeckt, aber erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts von dem englischen Reisenden Cook erforscht worden war; daß die angetroffene Bevölkerung, die Maori — wahrscheinlich die Nachkommen hierher verschlagener Samoaner — dem Kannibalismus huldigten, im übrigen aber ein hochentwickeltes Völkchen waren, dessen Söhne heute, nachdem das Land 1840 eine englische Kolonie geworden ist, neben dem weißen Mann sogar ihre Sitze im Parlament haben.

Ich wußte ferner, daß auf Neuseeland früher der Riesenvogel Moa gelebt hat, daß die Zahl der heutigen Bevölkerung gegen 700 000 (davon 50 000 Maori und 5000 Deutsche) beträgt, und daß die Kolonie annähernd 800 Millionen Mark Schulden besitze, ein hinreichender Beweis für den Reichtum des Landes.

Wolle, gefrorenes und gesalzenes Fleisch, Talg, Getreide, das unter dem Namen Kauri-Gum in den Handel kommende fossile Harz der Kauri-Fichte, Holz, Kohlen und Gold sind die Hauptausfuhrartikel der

Digitized by Google

Kolonie, deren gegenwärtiger Bestand an Schafen auf 15 bis 16 Millionen angegeben wird. Im ganzen befinden sich etwa 7 Millionen Hektar Land unter Kultur, wovon über die Hälfte als Weideland dient. Die Gesamtausfuhr von Gold in den letzten 50 Jahren beläuft sich auf beiläufig tausend Millionen Mark.

Auckland, der bedeutendste Hafenplatz, ist nicht gleichzeitig auch die Hauptstadt Neuseelands. Der Sitz des Gouverneurs und der Regierung befindet sich vielmehr in dem etwa 5 Breitengrade südlicher gelegenen Wellington. Auf einer schmalen Landenge gelegen, verfügt Auckland über zwei vortreffliche Häfen, von denen der östlich gelegene Waitemata-Hafen, an dem auch die eigentliche Stadt liegt, der bedeutendere ist.

Hier laufen alle vom australischen Festlande, von Amerika oder den Südseeinseln kommenden Schiffe an, während in dem westlich gelegenen Manukau-Hafen hauptsächlich die neuseeländischen Küstenfahrer verkehren.

Wenn Sydney sich mit einigen amerikanischen Städten um die Ehre streitet, den schönsten Hafen aller Weltteile zu besitzen, so wird Auckland das Recht, sich nächst Sydney den schönsten Hafen der südlichen Halbkugel zu nennen, gewiß von keiner Seite bestritten werden.

Digitized by Google

Einen herrlichen Überblick über die beiden Häfen Aucklands, sowie über die Stadt und ihre verschiedenen Vorstädte erhält man von dem ungefähr 200 Meter über dem Meere sich erhebenden Mount Eden, dessen Gipfel zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen bequem zu erreichen ist. Ich verließ mich der Kälte wegen und um mir nach fünftägiger Gefangenschaft an Bord etwas Bewegung zu machen, auf meine eigenen Beine und stand nach kaum einstündigem flotten Marschieren am Rande des vollkommen trichterförmigen, ein regelrechtes Amphitheater bildenden Kraters eines erloschenen Vulkans. Ringsum sieht man die Überreste ehemaliger Befestigungen der Maoris. Ich konnte dieselben in aller Muße und mit der Gründlichkeit eines deutschen Forschers studieren, da eine sich um den Berg lagernde Wolke mich daran hinderte, meine Aufmerksamkeit ferneliegenderen Dingen zuzuwenden, und ein Wirtshaus, in dem ich Schutz gegen die Kälte und einen feinen Sprühregen hätte suchen können, nicht vorhanden war. Mit Wonne hätte ich sonst alle Maoribefestigungen links liegen lassen und mich unter schützendem Dach gewärmt und gelabt.

Ja, wenn Neuseeland eine deutsche Kolonie wäre! Ich will nicht behaupten, daß es hier dann im allgemeinen besser aussehen, aber daß es um den Mount Eden besser bestellt sein würde und daß auf dem

Digitized by Google

Gipfel desselben ein Wirtshaus stände, dafür lege ich meine beiden Hände ins Feuer.

Nur in einer englischen Kolonie ist es möglich, daß auf dem besuchtesten Aussichtspunkte in der Nähe einer Stadt von über 50 000 Einwohnern jede Spur eines Gasthauses fehlt. Ist es unter solchen Umständen ein Wunder, daß die Engländer stets nach Deutschland, Frankreich und Italien gehen, um die Schöpfungen der Natur anzustaunen?

Kaum hatte ich mir diese Frage mit Nein beantwortet, als sich ein eisig kalter Wind erhob und im Nu die mir die Aussicht raubende Wolke zum Teufel jagte.

Zu meinen Füßen lagen die beiden Buchten dunkelblau im Morgenlichte schimmernd, im Hintergrunde der erloschene Vulkan Rangitoto, die Waitakerei- und die Coromandelberge, während weit im Osten mich die scharfen Umrisse des großen Barrier Island grüßten. Die Zahl der von Mount Eden aus sichtbaren Krater wird auf 63 angegeben.

Auckland macht, von den Hafenanlagen abgesehen, mit seiner freundlichen hügeligen Umgebung und seinem grünen Park vom Mount Eden aus ganz den Eindruck einer süddeutschen Provinzialstadt. Wie in Adelaide, Melbourne und Sydney wohnen auch hier alle besser gestellten Leute in den weitläufig angelegten

Digitized by Google

Vorstädten und zwar meist in allerliebsten, hellfarbig getünchten, von hübschen Gartenanlagen umgebenen Villen.

Der Eindruck, den Auckland aus der Vogelschau macht, bleibt in den Straßen der Stadt im wesentlichen der gleiche. Von großstädtischem Verkehr ist nicht viel zu merken, und alles, was man an Menschen, Häusern und in den Läden sieht, ist europäisch nüchtern. Außer den vielen zum Kauf ausliegenden gefrorenen Kaninchen, den wenigen sich in den Straßen zeigenden, auf Wangen, Lippen und Kinn schauerlich tätowierten, sonst europäisch gekleideten Maoris und den berittenen Bäcker- und Fleischerjungen erinnert nichts daran, daß wir uns im fünften Weltteil befinden. So lebhaft ich das bedaure, so stolz sind darauf die Aucklänber, die alles so home like, d. h. englisch haben möchten, wie irgend möglich.

Zweierlei habe ich in Auckland gesehen, worauf die Bewohner meiner Ansicht nach ein volles Recht haben, stolz zu sein, nämlich das ethnographische Museum, in dem sich eine wunderbare Sammlung der Maoris befindet, und die der Stadt von einem Bürger zum Geschenk gemachte öffentliche Bibliothek. Daß auch an guten Klubs kein Mangel ist, versteht sich von selbst.

Neuseeland hat bereits nach anderen Richtungen

Digitized by Google

der Welt bewiesen, daß es ihm nicht an fortschrittlichen Ideen mangelt. Der gefrorene Hammel und das Stimmrecht der Frauen sind so recht eigentlich neuseeländische Errungenschaften. Ob die stimmberechtigte Frau, die jetzt auch in Südaustralien eingeführt werden soll, dem Lande ebenso viel Nutzen bringen wird, wie der gefrorene Hammel?

Bei den Parlamentswahlen vorläufig nur wahlberechtigt, nicht aber wählbar, steht die Neuseeländer Frau bei den Munizipalitätswahlen mit dem Manne auf völlig gleichem Fuße. So besitzt das Nachbarstädtchen Aucklands, Onehunga, seit einiger Zeit seinen weiblichen „Mayor" (Bürgermeister), und wenn man sich auch noch nicht ganz an den Ernst der Sache gewöhnt hat, vielmehr die ehrwürdige Dame — Mrs. Yates heißt sie und 40 Lenze sind an ihr vorübergegangen — nach allen Regeln der Kunst anulkt, so regiert sie doch lustig drauf los und läßt sich von ihren Gemeinderäten kein X für ein U machen. Man wird sich, wie an vieles andere, so auch an den weiblichen Bürgermeister gewöhnen und schießlich selbst an der Anzeige: „Gestern wurde unser lieber Bürgermeister von einem gesunden Jungen glücklich entbunden", nichts Komisches mehr finden.

Weit mehr Unheil, als der weibliche „Mayor" aller Wahrscheinlichkeit nach je anrichten wird, hat

Digitized by Google

der weibliche Parlamentswähler bereits gestiftet, indem er die Saat der Zwietracht in den Schoß der Familie getragen hat. Männer haben ihren Frauen, Töchter ihren Vätern und Brüdern in der Wahlschlacht gegenübergestanden; Säuglinge mußten darben, weil ihre Mütter an der Wahlurne saßen, Männer haben die Stimmen ihrer Weiber mit neuen Hüten und allerhand Versprechungen, die einzulösen sie später keine Lust zeigten, erkauft, und Thränen, Krämpfe und Küsse sollen vor, während und nach der Schlacht in ungeahnten Mengen vergeudet worden sein.

Daß den Frauen die erste Ausübung ihres Stimmrechtes Vergnügen gemacht hat, ist erklärlich. Namentlich die Maoriweiber hatten eine unsinnige Freude an der Sache, betrachteten die ganze Angelegenheit als eine Art Fastnachtsscherz, erschienen in den wunderbarsten Toiletten an der Wahlurne und trieben allerlei Allotria. Doch des Rausches Ende war des Katers Anfang, weniger für die Maorifrauen, als für ihre Kolleginnen europäischer Abkunft. Nur zu bald wurden dieselben gewahr, daß sie, die, solange sie nur die Rechte des Weibes besaßen, als das schwächere Geschlecht von den Männern mehr oder weniger je nach Alter, Anmut und Verdienst auf Händen getragen wurden, mit der Annahme der Mannesrechte ein gut Teil ihrer früheren Rechte eingebüßt hatten. Sie hatten

Digitized by Google

auf eigenen Füßen ſtehen wollen und waren nun außer ſich darüber, daß man ihnen dieſes Recht auch in den Pferdebahnwagen, in denen zuvor jeder Mann ſeinen Sitz einer Dame einräumte, ſtillſchweigend zuerkannte, daß ſie im Theater gleich den Männern ohne Hut erſcheinen ſollten und dergleichen mehr. Zu ſpät ſahen ſie ein, wie wenig ſie auf der einen Seite gewonnen und wieviel ſie auf der andern verloren hatten. Sie hatten zu den Männern hinaufſteigen wollen, derweil ſie von letzteren ſo hoch gehalten wurden, daß nur ein Herabſteigen für ſie möglich war. Jetzt, wo ſie Schulter an Schulter in der Arena neben ihren ehemaligen Vaſallen ſtanden, lernten ſie erkennen, daß in ihrer Schwäche ihre größte Stärke gelegen hatte. Alſo, meine hochverehrten Leſerinnen, ziehen Sie aus den Erfahrungen Ihrer neuſeeländiſchen Schweſtern eine Lehre und drängen Sie ſich nicht dazu, Abgeordnete zu wählen, ſo lange Sie nicht darauf verzichten wollen, Ihr Wahlrecht unter Ihren Anbetern auszuüben.

Von dem liebenswürdigen Anerbieten der neuſeeländiſchen Regierung, mich auf ſämtlichen Eiſenbahnlinien als Gaſt des Landes zu betrachten, habe ich leider weder auf der Ausreiſe nach Samoa noch ſpäter bei meiner Rückkehr Gebrauch machen können. Der Verzicht auf eine Reiſe ins Innere, auf ein eingehendes Studium der langſam vor der Ziviliſation dahin-

sterbenden Maoris, auf einen Besuch des oft beschriebenen heißen Quellengebietes mit seinen berühmten, teilweise allerdings im Jahre 1886 durch einen vulkanischen Ausbruch verschütteten Terrassen, seinen Geysern, heißen Seen und Schlammvulkanen, ist mir wahrlich nicht leicht geworden, und scheidend habe ich mir gelobt, dem herrlichen Neuseeland in späteren Jahren einen längeren Besuch abzustatten.

Die Fahrt von Auckland nach Samoa verlief ohne irgendwelche erwähnenswerten Zwischenfälle. Wir legten Tag für Tag gegen 350 Seemeilen zurück, die mir im höchsten Grade unsympathische australische und neuseeländische Kälte wich nach und nach einer Temperatur, die es gestattete, nachdem die Pelze abgelegt waren, auch die Winter- und Herbstkleider in die Koffer zu packen und schließlich des Morgens wieder mit köstlichem Wohlbehagen im Schlafanzuge und barfüßig auf dem frisch gewaschenen Deck herumzulaufen.

Selten ist mir ein Tag so lang geworden, wie der 16. Juli. Kein Wunder, denn er hatte an die achtundvierzig Stunden. Fährt man von Westen nach Osten, der Sonne entgegen, so gewinnt man bei jedem zurückgelegten Längengrade vier Minuten, also für den in 360 Grade geteilten Umfang der Erde $360 \times 4 =$ 1440 Minuten $=$ 24 Stunden. Man würde daher

Digitized by Google

nach jeder Erdumkreisung in genannter Richtung einen Tag vor den seßhaften Bewohnern unseres Planeten voraushaben. Nun hat aber der Erdumsegler vor seinen Mitmenschen bereits so viel voraus, daß er auf den gewonnenen Tag großmütig Verzicht leisten kann. Es ist daher Sitte und Brauch geworden, den Gewinn beim Passieren des 180. Längengrades den Göttern zu opfern, die dafür wieder den von Osten nach Westen steuernden Seefahrern, die mit jedem Längengrade, anstatt ihre vier Minuten zu gewinnen, dieselben verlieren, einen Tag zum Geschenk machen.

So kam es, daß wir und mit uns alle am gleichen Tage in östlicher Richtung den 180. Grad überschreitenden Schiffe achtundvierzig Stunden lang den 16. Juli schrieben, während die uns entgegenkommenden Fahrzeuge direkt vom 15. zum 17. übergingen. Wo der 180. Grad Land durchschneidet, wie im äußersten Osten Sibiriens und in Ozeanien, wird die Datumsgrenze an der Küste entlang geführt, um verschiedene Datierungen in demselben Lande zu vermeiden.

Am Morgen des sechsten Fahrtages war ich schon vor Sonnenaufgang auf Deck. Von Schokra war ich mit der Meldung geweckt worden, daß wir am Lande entlang führen, und keine Sekunde länger hatte es mich in der Kabine geduldet.

Digitized by Google

Über die Reeling gelehnt, umkost von einer sanften Brise, staunte ich eines der lieblichsten Bilder an, die Gott geschaffen hat.

Im Westen tauchte die matt leuchtende Scheibe des Vollmonds in die Wogen, während im Osten ein rosiger Schein das Nahen der Sonne verkündete. Und in diesem zauberhaften Zwielichte, aus opalfarbig schillernder Flut sich erhebend, lag vor mir, vom Fuße zum Gipfel in dem üppigsten Tropengrün prangend, die Insel Upolu. Wo soll ich armer Reisender Worte hernehmen, den wunderbaren Reiz dieses Bildes zu schildern, wie in trockener Prosa den Zauber eines lyrischen Gedichtes, den Duft eines Blütenstraußes wiedergeben?

Einer meiner schönsten Jugendträume war zur Wirklichkeit geworden. So, genau so märchenhaft schön hatte ich mir die Südsee vorgestellt, bis ich bei einem Besuche der Sandwichinseln enttäuscht gesehen, daß es nur ein Traum gewesen. Schön sind auch sie, das läßt sich nicht leugnen, aber sie entsprachen nicht dem Bilde, welches meine Phantasie mir vorgegaukelt. Hier an jenem herrlichen Morgen angesichts Upolus fand ich meinen Traum erfüllt und segnete die Stunde, in der ich den Entschluß zu dieser weiten Fahrt gefaßt.

Ein soeben aus seiner Kabine tretender und in hohem Bogen über die Reeling ins Meer spuckender

Digitized by Google

Amerikaner riß mich mit den Worten: „It's an elegant country, is'nt it?“ aus allen Himmeln. Ich wäre dem Mann am liebsten mit einem seiner eigenen ausgetretenen rotledernen Pantoffeln über den Mund gefahren.

„An elegant country“ nannte dieses Scheusal das vor uns liegende Paradies und fügte dann hinzu: „I hope Amörrica will not give it away to England or Germany.“

Inzwischen hatten sich fast sämtliche Passagiere auf Deck versammelt, man suchte mit Hülfe von Ferngläsern die Nationalität eines vor einer größeren Palmenpflanzung ankernden weißgetünchten Kriegsschiffes festzustellen und debattierte hin und her. Als der Kapitän erklärte, es sei der deutsche Kreuzer „Bussard“, hörte ich einen Engländer sagen:

„These damned Germans! Es sollte mich nicht wundern, wenn sie ihre Flagge über Apia gehißt hätten.“

Was dieser Mann befürchtete, das hatte ich schon während der ganzen langen Fahrt gehofft, und man kann sich daher vorstellen, mit welcher Spannung ich nunmehr der Ankunft unseres Lotsen entgegensah.

Er kam, ich hörte — und hoffte weiter. Bisher — so erzählte er — sei alles beim alten, der Krieg der Eingeborenen dauere fort, die Kriegsschiffe, zwei deutsche und ein englisches, verhielten sich zuschauend, aber mit jedem Tage werde ein von Südamerika

Digitized by Google

kommendes deutsches Geschwader erwartet. Was dann geschähe, wüßten die Götter.

Vielleicht — dachte ich — weiß man es auch noch an anderer Stelle! Und warum sollte nicht die von uns mitgeführte Post bereits die Entscheidung der drei beteiligten Mächte enthalten? Immerhin hatte ich begründete Hoffnung, während meines Aufenthalts in Samoa Zeuge interessanter politischer Vorgänge zu werden.

Die Masten mehrerer vor Anker liegenden Schiffe kündeten bald die Nähe Apias an; auf den Höhen wurden weiße, aus dichtem Grün hervorleuchtende Häuser sichtbar, dann kam die am Strande sich hinziehende freundliche Stadt in Sicht, und eine Viertelstunde später fuhren wir, zwischen Korallenriffen hindurchsteuernd, in den reizenden Hafen der Hauptstadt Samoas ein.

Zahlreiche Schiffstrümmer und der dicht am Strande unmittelbar vor der Stadt liegende, noch gut erhaltene Rumpf S. M. Schiff „Adler", welches hier neben dem „Eber" und den amerikanischen Kriegsschiffen „Trenton", „Vandalia" und „Nipsic" in dem fürchterlichen Orkan im Frühjahr 1889 seinen Untergang fand, zeugen davon, daß dieser so malerische Hafen für den Seefahrer kein Port ist, in dem sich's stets gemächlich rasten läßt.

Digitized by Google

Mit dem Glockenschlage acht warfen wir Anker, und während die „Alameda“ von einer ganzen Flotte von Kanus und Booten umringt wurde, in denen Eingeborene allerhand Seltenheiten: Muscheln, Korallen, Körbchen und Fächer aus Blattstreifen des Pandanus, Bananen, Orangen, Passionsfrüchte und Kokosnüsse feilboten, drangen durch alles Gelärme und Getöse hindurch von dem im Hafen liegenden deutschen Kreuzer „Falke“ die Klänge der herrlichen „Wacht am Rhein“ zu uns herüber. Sobald der an Bord gekommene Sanitätsbeamte festgestellt hatte, daß ansteckende Krankheiten nicht unter uns wüteten, wurde der Verkehr freigegeben, und in der nächsten Minute war das Deck mit Eingeborenen und Europäern überfüllt. Die ersteren imponierten mir durch ihre vollendet schönen Körperformen, ihre sympathischen Gesichtszüge, ihre malerische Tracht — Hüft-

Digitized by Google

tuch, Blätter- und Blumengewinde — und ihr eher anschmiegendes, als aufdringliches Wesen, letztere durch ihre Stärke, nicht etwa ihre körperliche, sondern durch diejenige, die sie nicht nur in ihren Hemden, sondern auch in ihren weißen Anzügen zur Schau trugen.

Während sich sonst in den Tropen die Europäer in den heißen Tagesstunden so leicht und luftig wie möglich zu kleiden suchen und sich den Panzer der Zivilisation, das gestärkte Hemd, so lange vom Leibe halten, bis die Zeit des Besuchemachens und der Hauptmahlzeit heranrückt, scheint es in Apia zum guten Ton zu gehören, schon beim ersten Hahnenschrei von oben bis unten geharnischt dazustehen. Man stärkt hier außer den Hemden auch die Beinkleider und Röcke derartig, daß sie eher einer steifen Pappmasse, als einem Gewebe gleichen und ihren Trägern das Aussehen jener bekannten Tragantfiguren verleihen, mit denen geschmacklose Konditoren bei festlichen Anlässen Torten und Kuchenpyramiden zu verunzieren pflegen.

Wie die Menschen es bei der herrschenden Hitze in ihren Panzern aushalten können, begreife ich nicht. Da jede Öffnung des Gewebes durch Stärke verkleistert ist, spürt man von einem Luftzuge, genau wie der Hummer in seiner Schale, nicht einen Hauch. Als meine — nebenbei bemerkt allerliebste — samoa-

Digitized by Google

niſche Wäſcherin mir, allen Ermahnungen zum Trotz, zum erſten Male meine Anzüge in einem Zuſtande zurückbrachte, daß ich die Hoſen wie ein paar Ofenröhren auf den Boden ſtellen konnte, verſuchte ich, wie es ſich in ihnen leben ließe. Nachdem ich mir fünf Minuten lang wie eine in Papier gebackene Sardine vorgekommen war, hatte ich genug des grauſamen Spiels und ließ die mühſam hineingewaſchene Stärke wieder hinauswaſchen.

Das Waſchen iſt eine der wenigen Beſchäftigungen, die von den Samoanern oder vielmehr Samoanerinnen nicht unter ihrer Würde gehalten wird. Selbſt Damen aus den höheren Ständen ſcheuen ſich nicht, das Bügeleiſen in ihre zarten Hände zu nehmen, und wem es beſonderes Vergnügen macht, ſeine Wäſche von einer Prinzeſſin von Geblüt beſorgen zu laſſen, für den dürfte Samoa das geeignete Land ſein. Daß die ſamoaniſche Wäſcherin ein zarter beſaitetes Weſen iſt, als ihr indiſcher Kollege, der „Dhobi“, merkt man an den aus der Wäſche kommenden Kleidungsſtücken. Die Hauptaufgabe des Dhobi beſteht darin, dem indiſchen Flickſchneider, dem Dhirzi, in die Hände zu arbeiten, indem er die von ihm behandelten Wäſcheſtücke ſo abliefert, daß ſie zur guten Hälfte zum Schneider wandern müſſen, der ſich ſeinerſeits wieder dadurch revanchiert, daß er ſie in

Digitized by Google

einem Zustande zurückbringt, der eine erneute Thätigkeit des Wäschers erforderlich macht. Dieses Handinhandarbeiten von Dhobi und Dhirzi dauert so lange, bis an dem betreffenden Stück weder etwas zu waschen noch zu flicken ist.

Die Samoanerin geht schonender zu Werke, berechnet dafür aber auch für das Dutzend ebensoviel, wie der indische Dhobi für das Hundert. So hatte ich meiner Wäscherin 50 Pf. für das Stück, einerlei ob groß oder klein, zu zahlen. Für ein Tischtuch für 24 Personen würde sie nicht mehr verlangt haben, als für das nicht viel über einen Geviertfuß messende Taschentuch, aber solche Tischtücher gehören nicht zu den Ausrüstungsgegenständen des Weltreisenden. Das Beste ist daher, man läßt seine Taschentücher in Samoa überhaupt nicht waschen und legt die so gemachten Ersparnisse allwöchentlich in einem Dutzend neuer Tücher an.

Doch ich langweile den Leser hier mit junggesellenhaft behandelten Haushaltsangelegenheiten, anstatt meine Erlebnisse in Samoa, das Land selbst und seine mir so lieb gewordenen Bewohner zu schildern.

Schokra die Besorgung unseres Gepäcks an Land überlassend, begab ich mich selbst zunächst auf heimatlichen Boden, nämlich an Bord S. M. Kreuzers „Falke", um dem Kommandanten desselben, Grafen

Digitized by Google

Moltke, meinen Besuch zu machen, und mich eines mir in Sydney anvertrauten amtlichen Schreibens zu entledigen.

Wer nie auf einem deutschen Kriegsschiff gewesen ist, der wird sich von der Liebenswürdigkeit und Gastlichkeit unserer Marineoffiziere schwerlich einen Begriff machen können. Selbst ich, der ich schon auf so vielen unserer Schiffe Gastfreundschaft genossen habe, sehe mich stets von neuem überwältigt und bin schließlich zu der Überzeugung gekommen, daß wir den Ruf, das gastlichste Volk der Welt zu sein, einzig und allein unserer Marine verdanken. Die deutsche Landratte thut im Vergleich zu ihren englischen Vettern herzlich wenig, um ihren Weltruf als gastlich zu rechtfertigen.

Sowohl vom Grafen Moltke, wie von den Offizieren wurde ich auf das herzlichste empfangen und nicht nur für den Abend vom Kommandanten zur Tafel geladen, sondern auch aufgefordert, eine für die nächsten Tage festgesetzte Fahrt nach der größten der samoanischen Inseln, nach Sawaii mitzumachen.

In Begleitung des Marinearztes Dr. Huber, der etliche eingeborene Patienten zu besuchen hatte, fuhr ich gegen 10 Uhr an Land, um eine Stunde später das Urteil zu fällen, nie zuvor ein freundlicheres Seestädtchen kennen gelernt zu haben als Apia.

Digitized by Google

Die ganze Stadt besteht aus vier Dorfschaften, die in der Hauptsache eine einzige, zwischen 20 und 40 Fuß breite, sich an der halbkreisförmigen Hafenbucht entlang ziehende Straße bilden. In der Mitte des Halbkreises liegt das eigentliche Apia, östlich davon das Dorf Matautu mit den englischen und amerikanischen Konsulatsgebäuden, westlich das Dorf Matafele, welches fast ganz von der imposanten Faktorei der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee eingenommen wird, und daran schließt sich das auf schmaler Landzunge gelegene Mulinu, mit dem „Palaste" des Königs Malietoa und einigen Regierungsgebäuden.

Mit seinen hübschen bescheidenen Holzhäuschen — Hütten der Eingeborenen trifft man erst am Ende von Mulinu — seinen verschiedenen, gleichfalls recht bescheidenen Gasthäusern und den überall herumlungernden, vom Nichtsthun lebenden Menschen macht Apia ganz den Eindruck eines erst vor kurzem gegründeten Badeorts. Man versteht, daß jemand sich für die Dauer einer vierwöchigen Badekur in den winzigen Häuschen wohl fühlen kann, für einen jahrelangen Aufenthalt im Tropenklima scheinen dieselben dem an asiatische und afrikanische Verhältnisse gewöhnten Europäer dagegen weniger verführerisch. Aus dem ganzen Zuschnitt der Häuser geht hervor, daß die Europäer hierherkommen, um möglichst viel

Digitized by Google

Geld zu verdienen und möglichst wenig auszugeben, und ich bin der letzte, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen, zumal sie sich in den beschränkten Verhältnissen, in denen sie leben, wohl zu fühlen scheinen. Würde das Bauen in Samoa nicht ein so unverhältnismäßig kostspieliges Vergnügen sein — ich sah Holzhäuschen von 6—8 Zimmern, deren Baukosten mir auf 16000 bis 20000 M. angegeben wurden — man würde wahrscheinlich mit dem Raume genau so verschwenderisch umgehen wie in Indien.

Daß in Apia unter den daselbst lebenden etwa 200 Weißen das deutsche Element stärker als das englische oder amerikanische vertreten ist, erkennt man auf Schritt und Tritt. Von den Gasthöfen, Kneipen und Verkaufsläden ist weit über die Hälfte in deutschen Händen, aller Orten hört man deutsche Laute, liest deutsche Namen und sieht die schwarz-weiß-rote Flagge wehen. Sogar eine deutsche Schule, die sich eines regen Besuches nicht nur von Europäern der verschiedenen Nationalitäten, sondern auch von Eingeborenen erfreut, ist in Apia vorhanden. Ich hatte Gelegenheit, daselbst einer Prüfung beizuwohnen, während der ich mir entsetzlich ungebildet vorkam, da ich durch mehr als eine der von den Schülern beantworteten Fragen in Verlegenheit gesetzt worden wäre. Im Rechnen wurde Großartiges geleistet.

Digitized by Google

Mehr amerikanisch als deutsch schien mir allerdings folgende, einem vierzehnjährigen Backfisch gestellte Aufgabe:

„Wenn Du Dein Leben mit 20 000 Mark versichert und jährlich dafür 1 5/8 v. H. Prämie zu zahlen hast, wieviel mußt Du dann monatlich von Deinem Taschengelde zurücklegen?" — Und der Backfisch mit dem versicherten Leben trat an die große Wandtafel, nahm ein Stück Kreide zur Hand und löste das Exempel mit einer Fixigkeit, als habe er Jahre lang in der Oberrechnungskammer gesessen.

Einen deutschen Seelenhirten giebt es in Samoa noch nicht, wohl aber einen deutschen Arzt, Herrn Dr. Funk, der ein halbes Menschenleben auf der Inselgruppe zugebracht hat und der beste Kenner von Land und Leuten sein dürfte. Nebenbei ist er ein sprechender Beweis für die Vortrefflichkeit des samoanischen Klimas.

Mein erster Besuch galt unserem Konsul, Herrn Biermann, der, bevor er nach Apia kam, als Reichskommissar auf den Marschallinseln genug entbehrt hatte, um sich auf jedem anderen Posten, also auch in Apia, wie im siebenten Himmel zu fühlen. Das deutsche Konsulatsgebäude ist ein einstöckiges, einem Junggesellen ausreichenden Raum bietendes Holzgebäude, unmittelbar am Meere gelegen. Da unser bei

Digitized by Google

Eingeborenen wie Europäern gleich beliebter Konsul aber leichtsinnig genug gewesen ist, sich zu verheiraten, sah man sich genötigt, zur Unterbringung des Bureaus eine benachbarte Stehbierhalle hinzu zu mieten. Dieselbe trägt über der Thür noch aus den Zeiten früheren Glanzes die aller konsularischen Würde Hohn sprechende Aufschrift „Sanssouci", doch soll, sobald das Auswärtige Amt seine Zustimmung giebt, dieselbe durch die passendere Devise ersetzt werden:

„Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben."

Herr Konsul Biermann empfahl mir als Unterschlupf das in der Nachbarschaft des Konsulats gelegene, von einem Hamburger gehaltene International-Hotel, und diesem Rate folgend, bezog ich daselbst Quartier, breitete mich in zwei Zimmern und auf einer großen, nach dem Meere zu gelegenen Veranda aus und hielt von letzterer aus Umschau. Der Strand ist mit Schiffstrümmern wie besät, und wenige Fuß vom Wasser umspült, bei tiefer Ebbe fast trockenen Fußes zu erreichen, liegt der eiserne Rumpf des „Adler", dessen Beseitigung man den Wellen und dem Zahn der Zeit überlassen will, nachdem man vergebens versucht hat, ihn mit Dynamit auseinanderzusprengen.

Im Hafen löscht und ladet die „Alameda", neben

Digitized by Google

ihr liegen der „Falke", der englische Kreuzer „Curacao", dessen Mannschaft gerade großes Waschfest gefeiert hat, wie sich aus den im Winde flatternden Kleidungsstücken erkennen läßt, zwei Barken unter norwegischer Flagge, eine dem ungarischen Grafen Festetics gehörende, von San Franzisco herübergekommene Vergnügungsjacht und eine Anzahl kleiner Kutter der Deutschen Handelsgesellschaft und der deutschen Firma Frings u. Co., die den Verkehr zwischen den einzelnen Inseln der Gruppe vermitteln.

Mit fröhlichem Jauchzen stürzt sich vom Strande aus eine Schar übermütiger brauner Rangen ins Meer, und unter dem melodischen Gesange einiger zwanzig, sich kurzer Paddeln bedienender Ruderer, gleitet, in der Richtung auf Mulinu steuernd, eines jener prächtigen, nach dem Muster der amerikanischen Whale boats von den Eingeborenen selbst gebauten, samoanischen Kriegsboote vorüber, deren jede größere Ortschaft eines oder mehrere ihr Eigentum nennt. Die Ruderer sitzen nicht nach europäischer Art mit dem Rücken gegen die Fahrrichtung, sondern wenden derselben ihr Antlitz zu und schnellen, die Paddeln von vorn nach hinten durchs Wasser ziehend, das Boot mit großer Geschwindigkeit vorwärts.

Wie ihre Boote, so haben die einzelnen Dörfer auch ihre eigenen Bootsgesänge, unter denen sich un-

Digitized by Google

gemein ansprechende Melodien finden. Die Samoaner sind musikalisch hochbegabt und vielfach ausgezeichnete Sänger. Ihre Bootsgesänge hörte ich sie ausnahmslos dreistimmig singen und war stets von neuem entzückt, so oft dieselben mein Ohr trafen.

Nun denke man sich als Ruderer lauter kräftige, tadellos gebaute, bronzefarbene Gestalten mit entblößtem Oberkörper, das glänzende, kurzgehaltene, braunschwarze Haupthaar mit Blumen geschmückt, Guirlanden um Hals und Brust, dazu ein tiefblaues Meer, einen schneeweißen Strand mit wogenden Palmenhainen, aus denen hier und da die Hütten der Eingeborenen hervorlugen, und im Hintergrunde hochaufragende, hellgrün bewaldete Berge, und man wird begreifen, daß ich das Gefühl hatte, in einem Märchenlande zu weilen. Gleich an dieser Stelle will ich bemerken, daß die Samoaner, die bekanntlich der polynesischen Rasse angehören, was Körperbau und Hautfarbe anlangt, der schönste Menschenschlag sind, dem ich begegnet bin. Die Gesichtszüge sind, wenn auch meist sympathisch, doch zu wenig aristokratisch, um schön genannt werden zu können, wenngleich auch hier Ausnahmen vorkommen. Die Regel sind breitgedrückte Nasen, wulstige Lippen, hervorstehende Backenknochen, stark entwickelte Unterkiefer und braune mandelförmig geschlitzte, mit herrlich langen dunkeln Wimpern um-

Digitized by Google

sämmte Augen. Was ihnen an Schönheit der Gesichtszüge abgeht, das ersetzen die Samoaner durch die Liebenswürdigkeit ihres Charakters. Bevor ich nach Samoa kam, schwankte ich hin und her, ob die Burmesen oder Japaner das liebenswürdigste Volk der Erde seien, heute steht es für mich fest, daß weder den einen noch den anderen, sondern den Samoanern die Palme gebührt. Daß ein Volk in mehr als 60jährigem Verkehr mit Europäern sich so viel liebenswürdige Eigenschaften bewahren konnte, wie die Samoaner es gethan, hätte ich nicht für möglich gehalten. Gedeihen konnte eine solche Liebenswürdigkeit eben nur in einem Lande, welches seinen Bewohnern alles bietet, was deren Herz sich wünscht, einem Lande, in dem der Kampf ums Dasein scheinbar nie gekämpft worden ist.

Die Inselgruppe wurde im Jahre 1768 von dem französischen Seefahrer Bougainville entdeckt, 1787 von La Perouse und 4 Jahre später von Kapitän Cook besucht. Die Niedermetzelung einer Anzahl von Mitgliedern der La Perouseschen Expedition auf der Insel Tutuila brachte die Bevölkerung der Samoainseln für lange Zeit in so schlechten Ruf, daß erst im Jahre 1830 englische Missionare es wagten, auf ihnen zu landen. Sie fanden bei der heidnischen Bevölkerung nicht nur die freundlichste Aufnahme, sondern auch willige Schüler, und heute giebt es in Samoa

Digitized by Google

keinen Eingeborenen mehr, der nicht wenigstens dem Namen nach Christ ist. Merkwürdigerweise hat sich die Sitte der Beschneidung dennoch erhalten, auch ist es den Missionaren nicht gelungen, die jungen Männer dahin zu bringen, auf die „unchristliche und unmoralische" Tätowierung ihrer Oberschenkel Verzicht zu leisten.

Diese Tätowierung reicht, genau wie bei den Burmesen, vom Nabel bis zu den Knieen und wird mit einem einer kleinen Harke vergleichbaren Instrument, dessen gezähntes Ende aus dem Kiemendeckel eines Fisches oder auch aus Knochen geschnitten ist, bewerkstelligt. Mit Hilfe eines Hämmerchens wird das in eine Mischung von dem Ruß der Lichtnuß und Wasser getauchte, gezähnte Ende ins Fleisch getrieben. Die Tätowierungsfiguren sind im Gegensatze zu den burmesischen, die in der Regel alle möglichen phantastischen Tiergestalten darstellen, bei den Samoanern gradlinig.

Da die ganze Prozedur zugleich schmerzhaft und kostspielig sein soll, so ist es um so mehr zu bewundern, daß die Eingeborenen sich noch nicht von ihr emanzipiert haben. Thatsächlich gilt auch heute noch, wie in Burma, so auch in Samoa ein nicht tätowierter Jüngling als unmännlich und ist infolge dessen eine noch seltenere Erscheinung, als bei uns

Digitized by Google

ein Hauptmann ohne Schnurrbart. Bedauerlicher Weise verbergen die meisten Samoaner ihre recht kleidsame Tätowierung unter dem „Lava-Lava“ genannten Hüftschurz, der entweder aus den roten Blättern des Ti-Baumes oder aus geklopften und mit Arrowrootstärke zusammengeklebten Stücken der inneren weißlichen Rinde des Maulbeerbaumes (Morus papyrifera) hergestellt wird. Dieser papierartige Stoff, „Tapa“ genannt, wird mit roter Erde oder einer Rußfarbe an der äußeren Fläche über einer Holzmatrize nach derselben Methode mit Mustern versehen, nach der man als Kind mit Hilfe von schmutzigen Fingern auf dem über einem Geldstück gebreiteten Papierfetzen die Prägung des ersteren hervorzauberte. Leider sieht man, vor allem in Apia, schon vielfach anstatt des Blatt- und Tapa-Schurzes Lava-Lavas aus buntbedruckten eingeführten billigen Baumwollstoffen.

Daß in Samoa nicht nur die Männer, sondern ausnahmsweise auch die Frauen mit der Tätowierharke in Berührung kommen, würde ich kaum erfahren haben, wenn nicht eine opferfreudige Vertreterin der edlen Weiblichkeit sich herbeigelassen hätte, mir im Interesse der Wissenschaft ein Privatissimum in der Plastik zu lesen. Die ganze außerordentlich diskret angebrachte Tätowierung besteht, wie ich dabei ent-

Digitized by Google

deckte, aus Punkten, sowie Plus- und Minuszeichen. Ob hier ein tiefer Sinn im kindischen Spiele liegt, das zu ermitteln ist mir nicht gelungen.

Den ersten Morgen nach meiner Ankunft in Apia verwendete ich auf einen Spaziergang in die nächste Umgebung der Hauptstadt. Die Vegetation ist, wohin man auch seine Schritte lenken mag, eine echt tropische. Neben der Kokospalme tritt in erster Linie der Brotfruchtbaum hervor, dann die Orange, der Banyan- und Mangobaum, die Papaja, die Yakfrucht und die Banane. In den feuchten Niederungen treffen wir die von den Eingeborenen angebaute Tarowurzel, verschiedene Arten Yams, Zuckerrohr und vielfach wildwachsend auch die Ananas. Alles gedeiht in einer beispiellosen Üppigkeit, und wenn in diesem herrlichen Lande zeitweise in einigen Distrikten dennoch eine Knappheit der Lebensmittel eintritt, so ist daran ausschließlich die von den Samoanern allem Anschein nach auf Lebensdauer engagierte Kriegsfurie, nicht aber die ihr Lieblingskind geradezu verhätschelnde Mutter Natur schuld.

Unter dem Schatten rauschender Palmen, umgeben von Bananen und prächtig gedeihendem Zuckerrohr, auf einem sauber gehaltenen, kiesbestreuten Platze fand ich die ersten samoanischen Hütten. Etwas Anheimelnderes, Einladenderes, als diese hübschen, sorgsam ge-

Digitized by Google

bauten Behausungen eines nach unseren Begriffen unzivilisierten Volkes habe ich kaum irgendwo in der zivilisierten Welt, geschweige denn unter Wilden gefunden.

Der Leser denke sich ein regelmäßig gewölbtes, aus den Blättern des Zuckerrohres hergestelltes Dach von der bekannten ovalen Form eines der in Restaurants üblichen silbernen Bratendeckel, getragen von in die Erde gesenkten, 5 Fuß aus derselben herausragenden und 4—5 Fuß von einander entfernt stehenden, rund behauenen Holzpfosten, und er hat ein Bild von einer samoanischen Hütte oder sagen wir lieber einem samoanischen Hause, denn für eine Hütte ist die ganze Bauart viel zu solide.

Die Häuser bestehen aus einem einzigen großen gleichzeitig als Empfangssalon, Speisesaal und Schlafgemach dienenden Raum, der nachts durch Jalousien aus Palmblattstreifen geschlossen wird, tags über aber nach allen Seiten offen ist, so daß die Seebrise ungehindert hindurchstreifen kann. Die Beobachtung des samoanischen Familienlebens ist dem Reisenden dadurch wesentlich erleichtert, denn alles spielt sich vor den Augen der Passanten ab. Der Samoaner hat weder Haushalts- noch Geschäftsgeheimnisse, und zieht er sich gelegentlich zum Schlafen unter einen allseitig geschlossenen Tapa-Vorhang zurück, so will er sich

Digitized by Google

damit nicht den Blicken seiner Nebenmenschen, sondern den Stichen der Moskitos, die wie auf den Sandwichinseln, so auch hier erst mit der Zivilisation ihren Einzug gehalten haben, entziehen.

Ein gewöhnliches Haus mißt etwa 100 Fuß im Umfang, während die Höhe des Daches gegen 20 Fuß beträgt. Getragen wird letzteres außer von den seitlichen Pfosten auch noch von einem in der Mitte des Hauses stehenden, gegabelten Baumstamm, beziehungsweise von zwei neben einander stehenden Stämmen. Als bestes Bauholz gilt das Holz des Brotfruchtbaumes, dessen Dauerhaftigkeit das aller anderen Hölzer übertreffen soll. Genau wie wir haben auch die Samoaner ihre gelernten Bauhandwerker und Schiffsbauer.

Der Flur des Hauses wird von einer 6—8 Zoll hohen Aufschüttung loser Kieselsteine gebildet, auf die eine Schicht Korallen oder kleiner, von der See rund gewaschener Steine zu liegen kommt. Hierüber werden Matten gebreitet, und damit ist eine Lagerstätte geschaffen, die man sich besser kaum wünschen kann.

Man muß eben in Samoa gewesen sein, muß in einem samoanischen Hause gerastet haben, um zu wissen, wie sanft sich's selbst auf Steinen ruhen läßt.

Ich bin keineswegs ein Mensch von dem Schlage jenes verliebten Jägersmannes, der da singt: „Auf

Digitized by Google

Dornen schlief ich wie auf Flaum", sondern ich bin ein auf Sprungfedermatratzen groß gewordener, mehr als verwöhnter Kulturmensch, der selbst mit dem denkbar besten Gewissen nicht gern auf ein sanftes Ruhekissen verzichtet. Wenn ich daher sage, daß es sich auf einem samoanischen Lager vortrefflich liegt, so kann man sich darauf verlassen, daß selbst ein gichtbrüchiger Greis es auf einem solchen aushalten kann. Nur würde ich dem alten Herrn raten, sich ein Kopfkissen mitzubringen, denn die samoanische, aus einem auf vier Zoll hohen Stützen ruhenden Bambusrohr bestehende zwei-, drei, vier-, fünf- und mehrschläfrige Schlummerrolle, von der man sich selten ohne eine mehr oder minder ausgeprägte Genickstarre erhebt, dürfte er weniger nach seinem Geschmack finden.

Einer der größten Vorzüge der samoanischen Lagerstätte liegt darin, daß sich in derselben alles Ungeziefer ebenso unbehaglich zu fühlen scheint, wie der Mensch sich auf ihr wohl fühlt. So oft ich in samoanischen Häusern gerastet habe, nie bin ich von irgend welchen anderen Plagegeistern als von Moskitos heimgesucht worden. Seitlich vom Mittelpfeiler des Hauses befindet sich ein kleiner, aus Lehm geformter, zwei bis drei Zoll tiefer Herd, der indessen nicht Küchen-, sondern Beleuchtungszwecken dient. Das Kochen wird in dem in einiger Entfernung vom Wohnhause ge-

Digitized by Google

legenen Kochhause besorgt, dem wir bei nächster Gelegenheit einen Besuch abstatten werden.

Vorläufig haben wir uns, einer freundlichen Einladung folgend, auf dem Boden eines der Häuser niedergelassen und schlürfen, derweil eine Schar halbnackter Kinder sich mit unseren Beinen zu schaffen macht, neugierig unsere Stiefel betastet oder sich sonstwie mit uns beschäftigt, mit köstlichem Wohlbehagen die Milch einer soeben vom Baume heruntergeholten, halbreifen Kokosnuß.

Im allgemeinen vermag ich mich, als echter Sohn meines Vaterlandes, für temperenzlerische Getränke nicht zu begeistern, aber die Milch einer in der Morgenfrische gepflückten und von der Hand einer jugendlichen, braunen Hebe kredenzten Nuß der Kokospalme ist ein ganz besonderer Saft, ein Trank für Götter, wie für Sterbliche.

Wie mit wenig Arbeit, so kommen die Samoaner auch mit wenig Hausrat aus. Außer den schon erwähnten Matten, Schlummerrollen und Tapa-Vorhängen (letztere sind, wenn nicht in Benutzung, unter dem Dache verstaut) finden wir als Wasserbehälter etwa ein halbes Dutzend ausgetrockneter Kokosnüsse, einige quer durchschnittene, als Trinkgefäße benutzte Nußschalen und eine zur Bereitung des samoanischen Nationalgetränkes der „Kava“ dienende, zuweilen ge-

Digitized by Google

gen zwei Fuß im Durchmesser haltende, auf 6 bis 12 Füßen ruhende und aus dem Stamm des Brotfruchtbaumes geschnitzte flache Holzbowle. Diese Bowlen, auf deren Boden sich bei langjähriger Benutzung zur Kavabereitung allmählich eine opalisierende milchweiße Kruste ansetzt, bilden neben einigen besonders feinen, zuweilen von Geschlecht auf Geschlecht vererbten Matten den Stolz nicht nur der samoanischen Hausfrau, sondern der gesamten Familie. Rechnen wir zu den aufgeführten Gegenständen noch einige Fliegenwedel aus Bast und aus den Blattstreifen der Pandanus geflochtene Fächer, vielleicht einen Speer zum Fischstechen, Ruder, Netze, ein unterm Dache steckendes Schießgewehr und ein dem Speckmesser der Walfischfänger nachgebildetes Schlachtschwert, so ist damit, glaube ich, die Inventaraufnahme eines samoanischen Haushaltes vollständig.

Daß die Kultur, die alle Welt beleckt, auch auf Samoa sich erstreckt und daß zum Leidwesen des Besuchers, zum Vorteil der Kaufleute und zur Befriedigung der Missionare in einer Anzahl Familien die christliche Petroleumlampe deutschen Fabrikates an Stelle des unchristlichen Herdfeuers getreten ist, daß es samoanische Häuser giebt, in denen sich neben der Kavabowle auch die Nähmaschine, die Schwarzwalduhr, der Schaukelstuhl und womöglich eine Flasche

Digitized by Google

Lohses Maiglöckchen-Parfüm findet, darf nicht verschwiegen werden. Aber solche Haushaltungen sind auch heute noch, Gott sei Dank, Ausnahmen und gelten auch bei den Eingeborenen nicht als „kaa Samoa".

Sonderbarer und glücklicher Weise hat die Schnapsflasche hier nicht die gleichen Triumphe gefeiert, wie unter anderen Naturvölkern. Ob das den Missionaren zu danken ist, weiß ich nicht, aber ich will einmal großmütig sein und es ihnen auf das Gewinnkonto schreiben, trotzdem der Umstand, daß die Samoaner selber keinerlei alkoholische Getränke bereiten, dem Schnapsteufel die Arbeit von vornherein wesentlich erschwert haben muß. Die europäischen und amerikanischen Händler dürften kaum das Verdienst, die Samoaner vom Saufen abgehalten zu haben, für sich in Anspruch nehmen. Sie würden, selbst wenn ihre Kunden von Natur eine Idiosynkrasie gegen allen Alkohol besäßen — und welcher Mensch, sei er auch der unverbesserlichste Potator, wäre nicht mit einer solchen auf die Welt gekommen — sicherlich ihr Möglichstes gethan haben, die Branntweinflasche populär zu machen.

Heute ist es den Händlern untersagt, Eingeborenen alkoholische Getränke zu verkaufen, und Thatsache ist, daß mir kein betrunkener Samoaner begegnet ist. Dabei ist er kein Kostverächter, und ich habe keinen

Digitized by Google

Samoaner gefunden, der ein Glas ihm angebotenen deutschen Bieres verschmäht hätte.

Gleich am Tage meiner Ankunft war es mir gelungen, einen vierzehnjährigen, etwas englisch sprechenden samoanischen Jungen namens Safu als Hilfsdiener und Dolmetscher anzuwerben, der mich auf meinen Spaziergängen zu begleiten und den mündlichen Verkehr zwischen mir und seinen Landsleuten zu vermitteln hatte. Er war ein reizend liebenswürdiger Junge von anschmiegendem, zuthunlichem Wesen, hatte allerliebste Manieren und eine schnelle Auffassungsgabe. Man hätte daher gewiß mit der Zeit einen ausgezeichneten Diener aus ihm machen können, wenn er nicht geradezu bodenlos träge gewesen wäre. Ein zweistündiger Spaziergang war für ihn eine ganz unerhörte Leistung. In der Regel bat er mich schon nach der ersten Stunde, ihm doch ein Pferd zu mieten, da er zu müde sei, und wohl fühlte er sich eigentlich nur, wenn er in einem samoanischen Hause auf der Matte lag oder sich in einem auf der Veranda meiner Hotelwohnung stehenden Schaukelstuhl wiegte.

In Bezug auf sein Benehmen mir gegenüber machte ich ihm keinerlei Vorschriften. Nicht zum Sklaven wollte ich ihn abrichten, sondern beobachten, wie er sich benehmen würde, wenn ich ihm volle Frei-

Digitized by Google

heit ließe und seine Kreise nicht durch europäische Anstandsregeln störte.

Dies hatte zur Folge, daß er in mir weit mehr den väterlichen Freund und Gönner, als den Herrn und Tyrannen sah. Er bewegte sich in der unbefangensten Weise, bescheiden und wohlerzogen, wie ein Knabe aus guter Familie, der in einem guten Hause auf Besuch weilt, beobachtete mit Interesse, wie Schokra, mit dem er schnell innige Freundschaft geschlossen hatte und dem er fast täglich irgend ein kleines Geschenk mitbrachte, meine Stiefel putzte, Kleider reinigte, Knöpfe annähte oder Strümpfe stopfte, und bewunderte dessen Geschicklichkeit, ohne daß es ihm jedoch irgendwie in den Sinn gekommen wäre, seinem Freunde behilflich zu sein.

Nur wenn wir gemeinschaftlich zum Baden, entweder an den Strand oder an den entzückenden Vaisinganofluß gingen, ließ sich's Safu nicht nehmen, unsere sämtlichen Badesachen zu tragen, auch nahm er keinen Anstand, von Zeit zu Zeit das Wäschebündel zur Wäscherin zu besorgen.

Er schlief bei seinen Eltern, kam regelmäßig mit Sonnenaufgang, begleitete mich zum Bade und auf einem kürzeren Spaziergang, wiegte sich dann etwa eine Stunde, während Schokra mich beim Frühstück

Digitized by Google

bediente, im Schaukelstuhl, und damit war sein Tagewerk vollbracht.

Einen regelrechten Dienstvertrag hatten wir nicht geschlossen. Safu diente dem Anschein nach für die Ehre, er war der Page, ich der Fürst. Er brachte mir Blumen in der Frühe, und ich schenkte ihm Kleidungsstücke und Geld je nach Laune. Sein Vermögen legte er größtenteils in Geschenken für Schokra an, kaufte Kuchen, den beide gemeinschaftlich verzehrten, oder schauderhafte Parfüms deutschen Fabrikats, Haaröle, deren Verwendung Schokra meinerseits bei Todesstrafe untersagt wurde und sonstigen Trödelkram.

Eines Tages, als ich ihm wieder einen Dollar geben wollte, meinte er, ich solle ihm lieber eine Vogelflinte schenken, und als ich ihm daraufhin auseinandersetzte, eine solche sei zu kostspielig, bat er um ein Pferd. Die zweite Bitte mag unbescheidener klingen, als die erste, bescheidener ist sie trotzdem, denn ein Pferd ist in Samoa schon für einige Dollars zu haben, wohingegen eine Vogelflinte deren mindestens zehn kosten dürfte. Selbstverständlich schlug ich dem Jungen derartige Bitten ab, nicht etwa, weil ich es unrecht fand, sie ihm zu erfüllen, sondern weil ich mir die Dollars nicht, wie ein Zauberer seinen Zuschauern, aus der Nase ziehen kann.

Digitized by Google

Von jeher ist es mir peinlich gewesen, das Vertrauen meiner Mitmenschen in meine Freigebigkeit zu erschüttern, und besonders schwer wurde es mir in diesem Falle dem selber so freigebigen Safu gegenüber. Mein Trost war der, daß diese Erschütterung über kurz oder lang unvermeidlich war, denn hätte ich ihm heute das erbetene Roß geschenkt, so würde er morgen vielleicht ein Boot und übermorgen eine Dampfschaluppe verlangt haben.

Safu blieb denn auch, ohne seinen Wunsch erfüllt zu sehen, derselbe liebenswürdige Junge, wie zuvor, und kaufte sich, als ich ihm untersagte, sein Geld ferner in Geschenken für Schokra zu verzetteln, in der nächsten Woche drei Strohhüte. Ich habe von meinem Pagen hier ein flüchtiges Bild zu entwerfen versucht, da er in seinem Benehmen, in seiner Art zu denken und zu handeln, Samoaner vom reinsten Wasser war.

Freigebigkeit und Gastlichkeit das sind die beiden hervorstechendsten Eigenschaften des samoanischen Volkscharakters. Wenn trotzdem heutzutage der Samoaner namentlich in der Umgebung von Apia den Europäer nicht immer in derselben gastlichen Weise empfängt, wie seinen eigenen Landsmann, so ist das weiter nicht überraschend. Abgesehen davon, daß die samoanische Gastfreundschaft in vielen Fällen von Europäern mißbraucht worden ist, muß der Umstand, daß die

Digitized by Google

in Apia wohnenden Europäer ihre Samoa besuchenden Landsleute in Gasthäusern wohnen lassen, anstatt ihnen Gastfreundschaft zu erweisen, die Samoaner notgedrungen zu der Ansicht bringen, daß die Ausübung der Gastfreundschaft unter den Europäern nicht für vornehm gilt.

Unter sich sind die Samoaner in einer Weise gastfrei und freigebig, die nahezu an Kommunismus grenzt und sogar jeder weiteren Entwickelung des Landes hinderlich ist. Kein Samoaner denkt daran, Ersparnisse zu machen, seinen Besitz zu vergrößern oder die Zukunft seiner Familie sicher zu stellen; und sollte er dennoch daran denken, so würden seine Freunde schon dafür sorgen, daß ihm Gedanken dieser Art vergehen. Wer mehr hat, als er zum Leben gebraucht, bei dem laden sich Verwandte und Nachbarn so lange zu Gast, bis das Übrigbleibende auch für den Wirt allein nicht mehr ausreicht, und der also Geschädigte nunmehr seinerseits ausziehen muß, um sich bei einem Freunde einzunisten, der über fruchtbehangene Palmen und Brotfruchtbäume, über wohlgenährte Schweine, Gänse und Hühner verfügt.

Selbst auf bewegliches Eigentum erstreckt sich dieser Kommunismus. So hörte ich von einem Falle, in dem die Gäste ein von ihrem Wirte mit Erschöpfung seines ganzen Kredits neu angeschafftes

Digitized by Google

Boot nicht nur mitnahmen, sondern dasselbe dem rechtmäßigen Eigentümer nach Jahr und Tag auch noch beschädigt mit der Bitte zurückschickten, es auf seine Kosten ausbessern zu lassen, da man es, so wie es sei, unmöglich länger gebrauchen könne.

Und in diesem Lande des Kommunismus, in dem niemand darbt, so lange ein anderer noch zu leben hat, schlagen sich die kriegführenden Parteien einander die Palmen und Brotfruchtbäume nieder, verwüsten Felder und Gärten und sengen und brennen, ohne zu der Einsicht zu kommen, daß sie sich damit selbst ins Fleisch schneiden.

Überhaupt ist so ein Krieg in Samoa die größte Narretei, die man sich vorstellen kann. Schon an anderer Stelle habe ich ihn als „Schützenfest mit Gesang und Tanz und gelegentlichem Kopfabschneiden" bezeichnet. Sehr viel anders ist es in der That nicht. Aber auch ein beständiges Schützenfest feiern bringt ein Volk mit der Zeit an den Bettelstab. Wie zu einem ernsten Kriege, so gehört auch zum Schützenfeste Geld und nochmals Geld und zum drittenmal Geld.

Die Frage für den Samoaner ist nur, woher solches nehmen und nicht stehlen? Er bleibt sich die Antwort schuldig und — stiehlt. Seine bisherige Einnahmequelle ist versiegt, seine Kokospalmen sind umgehauen oder geplündert, er wendet sich daher den

Digitized by Google

Pflanzungen der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft zu, stiehlt dort so viele Nüsse, wie er kann, und versilbert dann die aus den Nüssen gewonnene Kopra bei der nämlichen Gesellschaft, der er sie gestohlen hat.

Man kann somit getrost behaupten, daß „die Firma", wie die Handelsgesellschaft der Kürze wegen allgemein genannt wird, den größten Teil der samoanischen Kriegskosten zu tragen hat. Den Vorteil vom Kriege haben die im Trüben fischenden kleineren Händler, die Armeelieferanten, die mit geschmuggelten Gewehren sowie Munition vorzügliche Geschäfte machten und sich die Patronen zeitweise mit 60 Pfg. das Stück bezahlen ließen.

Die „Firma" steht diesen Verhältnissen machtlos gegenüber, sie ist nicht im stande, die bei ihr von den Samoanern gemachten Zwangsanleihen zu verhindern. Hunderttausende von Palmen lassen sich nicht gut bewachen, und gelingt es wirklich einmal, eines Diebes habhaft zu werden, so hat man dann am Ende auch noch nichts gewonnen. Der Mann wird vielleicht zu einigen Wochen Gefängnis verurteilt und eingelocht. Nach Landessitte soll er als Gefangener von seinen Angehörigen verpflegt werden, was jedoch infolge des Krieges und der herrschenden Wirren neuerdings meist nicht geschieht, so daß die hohe

Digitized by Google

samoanische Regierung, die nicht einmal Geld genug hat, ihre beiden, ihr von den Vertragsmächten aufgezwungenen europäischen Beamten zu bezahlen, geschweige denn gefangene Nußdiebe zu füttern, es dem Gefangenen durch eine an die Wellblechumwallung des Gefängnishofes gelehnte Leiter nahe legt, sich dahin zu scheren, von wo er gekommen ist.

Kein Wunder, daß sich die Handelsgesellschaft unter solchen Umständen nach einer starken, vertrauenerweckenden Regierung und womöglich Übernahme des Landes von Seiten Deutschlands sehnt. Neben ihr sehnen sich nach einer solchen noch einige der größeren deutschen Firmen, und auch die kleineren thun so, als beschliche sie eine ähnliche Sehnsucht. Ich fürchte freilich, daß von den letzteren die eine oder die andere, wenn erst einmal neben dem deutschen Schutzmann der deutsche Zollbeamte seinen Einzug in Samoa gehalten hat, wehmütig an die heutigen Tage als an „die gute alte Zeit" zurückdenken wird.

Ganz abgesehen von allen möglichen Vorteilen, die manche Leute aus ungeordneten Verhältnissen zu ziehen wissen, wird man später in die größte Verlegenheit um einen Unterhaltungsstoff kommen. Heute ist man um ein Gesprächsthema nie verlegen, jedermann macht in Politik, da jedermann mehr oder weniger dauernd oder vorübergehend mit den Leitern der

Digitized by Google

einen oder anderen Partei verwandt oder verschwägert ist, war oder werden möchte und nebenher die Inselgruppe von der einen oder anderen Großmacht annektiert zu sehen wünscht. Befindet man sich erst einmal einem fait accompli gegenüber, und kann niemand mehr durch Hoffen und Harren zum Narren werden, so wird man in Apia in einen Stumpfsinn verfallen, aus dem es kein Erwachen giebt. Doch soweit sind wir noch nicht, und vorläufig befinden sich die Europäer in Samoa noch im erregtesten Zustande.

Mir thun die armen Samoaner eigentlich leid. Die einzige Sache, die ihnen außer dem Essen, Trinken und Faullenzen Vergnügen macht, das Kriegsspiel, verbieten ihnen die Europäer, die im Lande doch von Rechts wegen ebenso wenig zu suchen wie zu sagen haben. Was würden wir alten Korpsstudenten davon denken, wenn die Feuerländer nach Deutschland kämen und sich's in den Kopf setzen wollten, unseren Mensuren ein Ende zu bereiten! Verboten sind diese ritterlichen Turniere ja auch ohne Einmischung der Feuerländer. So lange man sie indessen nicht verhindert, kümmert uns das Verbot nicht, und wir tragen auch die Folgen unserer Schmisse ja schließlich selber. Was dem deutschen Studenten die Mensur, das ist dem Samoaner der Krieg, nur daß in letzterem in der Regel weniger Blut fließt, als bei unseren Pau-

Digitized by Google

kereien. Das Benehmen der kämpfenden Parteien ist aber auch in Samoa ein in jeder Beziehung ritterliches. Man schlägt sich nur nach vorauf gegangener Ansage und kämpft weder nächtlicherweile noch an Sonntagen. Die Frauen verkehren zwischen den Parteien ungehindert und bringen aus demjenigen Lager, in dem sich ein Überfluß an Patronen befindet, solche in dasjenige, in dem Mangel daran herrscht. Zuweilen wechseln die Kämpfenden auch nach Art der Lawntennis-Spieler die Parteien und kämpfen einmal für, einmal gegen Malietoa. Man liegt sich in befestigten Lagern wochenlang in einer solchen Entfernung gegenüber, daß die Geschosse möglichst wenig Unheil anrichten, verknallt sein Pulver, so lange man solches hat, und beginnt erst dann energisch auf einander loszuhauen, wenn es durch irgend welchen Zufall zu einem Handgemenge kommt. Wer dann getötet wird, dem wird der Kopf, vielleicht neuerdings auch infolge einer Verordnung des Oberrichters Mr. Ide, eines Amerikaners, nur ein Ohr abgeschnitten, dem Chef der siegreichen Armee zur gefälligen Ansicht übersandt und später den Angehörigen des Gefallenen zurückgegeben.

Die im Lande lebenden Europäer sitzen zwischen den kämpfenden Heeren bisher unbehelligt wie in Abrahams Schoß, und wenn die Samoaner nicht

Digitized by Google

thöricht genug wären, sich gegenseitig so lange die Palmen umzuschlagen, bis sie ihre Zuflucht zu den Kokosnüssen der Pflanzungen der Handelsgesellschaft zu nehmen gezwungen sind, man hätte sie meiner Ansicht nach ruhig bis zur Abfuhr kämpfen lassen können.

Mit deutschen und englischen Granaten in ein solches Schützenfest hineinzufeuern, um die Festteilnehmer nach Hause zu treiben, ist vom ritterlichen Standpunkte aus durchaus kommentwidrig. Aber es geschah, unter dem Deckmantel der Humanität, zum Schutze des europäischen Handels und europäischen Eigentums.

Die Samoaner betrachten damit ihren Krieg ebenso wenig als beendet, wie zwei vom Pedell in der Mensur gestörte Kombattanten, und ebenso wenig grollen sie dem Störer, der seine Pflicht gethan hat und thun mußte. So ist es vorgekommen, daß einige Offiziere der englischen „Curacao", die kurz nach dem Bombardement in der Saluafata-Bucht an Land gingen und ahnungslos unter den Rebellen, anstatt unter den Anhängern der Regierung landeten, von denselben Leuten, deren Lager sie einige Stunden zuvor beschossen hatten, in der liebenswürdigsten Weise empfangen wurden.

Daß die Samoaner trotz der Kindlichkeit ihrer

Digitized by Google

Kriegsführung unter Umständen auch für europäische Truppen keine zu unterschätzenden Gegner sind, hat das unglückliche Gefecht bei Fangalii am 18. Dezember 1888, in dem fünfzehn brave deutsche Marinesoldaten den Tod fanden und 38 Mann verwundet wurden, bewiesen.

Die Leute daheim, die beständig den guten Rat erteilen, die Samoaner gewaltsam zu entwaffnen, vergessen, daß ein solcher Gewaltakt das Blut ungezählter Europäer kosten würde, ohne irgend welche sichere Aussicht auf Erfolg zu bieten.

Der europäische Matrose in seiner auffallenden Uniform bietet dem Feinde beim Landen die vortrefflichste Zielscheibe, während der im Busch versteckte, bronzefarbene und obendrein mit Laub bekränzte Samoaner selbst dem geübtesten Auge verborgen bleibt. Ist das Landen ungeachtet feindlichen Feuers glücklich bewerkstelligt, so ist wiederum der im Busch groß gewordene, an die Hitze gewöhnte und durch ein Minimum von Gewandung wenig behinderte Samoaner den fremden Truppen derartig überlegen, daß seine erfolgreiche Verfolgung als ausgeschlossen gelten muß.

Die einzigen Möglichkeiten, die Samoaner zur endgiltigen Aufgabe ihres Kriegsspiels zu bringen, liegen darin, sie entweder durch irgend welchen Druck

Digitized by Google

oder durch Überredung zur freiwilligen Ablieferung ihrer Waffen zu bewegen, oder aber ihnen die Zufuhr an Munition radikal abzuschneiden. Ein Waffen- und Munitionsverkaufsverbot hat zwar schon seit geraumer Zeit existiert, aber mit Verboten allein ist's nicht gethan. Letzthin hat man wenigstens ein Gesetz erlassen, demzufolge außer den Warenlagern auch da, wo ein Verdacht vorliegt, die Privaträume der Kaufleute nach Waffen und Munition durchsucht werden können. Dennoch werden wohl erst einige der Herren von der Inselgruppe verbannt werden müssen, bis der Schmuggel und geheime Verkauf von Waffen, Pulver und Patronen seinen Reiz dauernd verliert.

Mit Spaziergängen, Besuchemachen und kleineren Ausflügen zu Fuß oder zu Pferde vergingen die ersten Tage meines Aufenthalts in Samoa. Auch mit dem Umherschlendern in der Hauptstraße Apias wurden täglich einige Stunden vorteilhaft verbracht, da sich meinem Auge dort stets neue, eigenartige Bilder boten. Bald war es eine würdige samoanische Matrone, die, wie bei uns die Damen ihr Schoßhündchen, ein kleines schwarzes Schoßferkelchen an der Leine spazieren führte, bald waren es einige zum Gottesdienst gehende junge Mädchen, die mein Interesse in Anspruch nahmen. Um ihres Seelenhirten Wohlgefallen zu erregen, trugen sie anstatt der kleidsamen

Digitized by Google

Landestracht lange, hemdartige Kattungewänder und europäische runde Strohhüte, die meist infolge langjähriger Dienstzeit und rücksichtsloser Behandlung aus Rand und Band gegangen waren. Warum Priester, Pfaffen und Missionare solche und ähnliche Geschmacklosigkeiten groß züchten, ist mir von jeher ein Rätsel gewesen und wird es ewig bleiben. Häufig fesselten kleinere Trupps zur Stadt kommender Krieger meine Aufmerksamkeit, prächtige Kerle mit blau und schwarz bemalten Gesichtern, kurzen Lendenschürzen aus Tapa oder Blattstreifen, Laubgewinde um Hals und Schultern, und als Abzeichen, daß sie der Malietoapartei angehörten, ein rotes Tuch um die Stirn gebunden. Singend und trommelnd zogen sie durch die Straßen, um vielleicht vor dem Laden eines Händlers Halt zu machen, Einkäufe zu besorgen und dann ins Lager zurückzukehren.

Ab und zu verplauderte ich auch ein Stündchen mit den liebenswürdigen Herren unseres Konsulates, den Herren Schlüter und von Wolffersdorf, oder mit dem Direktor der Handelsgesellschaft, Herrn Beckmann, sah dem Fischen der Eingeborenen zu und freute mich bei jedem mir begegnenden Samoaner von neuem über den zufriedenen, sorglosen und liebenswürdigen Gesichtsausdruck, der diesem Volke eigen ist wie keinem anderen.

Digitized by Google

Gleich an einem der ersten Abende hatte ich das Glück, im Hause des Herrn Dr. Funk bei einer großen Festlichkeit, zu der sich nahezu alles, was in Apia zur Gesellschaft zählt, eingefunden hatte, Zeuge eines „siva", des berühmten samoanischen Tanzes, zu sein.

Herr Dr. Funk ist mit einer der stattlichsten Töchter des Landes vermählt und hat sich im Garten hinter seinem europäisch eingerichteten Hause zwei echte Samoahäuser bauen lassen, um in denselben, wenn ihn die Lust dazu anwandelt, mit seiner Familie à la samoenne zu leben. Eines dieser Häuser nun war nach Landessitte mit Laub und Blumen vom unteren Ende der Pfosten bis in den First des Daches geschmückt, während bunte Papierlämpchen für ein mattes rosiges Dämmerlicht sorgten. Der Boden war mit einer dicken Mattenschicht belegt, auf der alle noch über eine gewisse körperliche Elastizität verfügenden Gäste sich mit übereinandergeschlagenen Beinen niederließen. Für die weniger elastischen waren Stühle herbeigeschafft worden. Den Gästen gegenüber hatten etwa ein Dutzend Samoaner mit bekränzten Oberkörpern und blumengeschmücktem Haar Platz genommen, und in ihrer Mitte saß glückstrahlenden Antlitzes eine kaum sechzehnjährige Samoanerin, die in ihrem phantastischen, aus roten Federn, Spiegeln, blinkenden Muschelstücken u. s. w. zusammengesetzten Kopfputz und

Digitized by Google

ihrem oben wie unten nach Möglichkeit gekürzten, halb europäischen, halb samoanischen Gewande aussah wie eine kleine Märchenprinzessin.

„Wer ist dieses entzückende Geschöpf", fragte ich den neben mir am Boden hockenden Grafen Moltke.

„Was?" meinte der Graf, „die kennen sie noch nicht? Das ist Sisilina, die Pflegetochter des Doktors und eine der gefeiertsten Damen der hiesigen Gesellschaft."

Ich hatte dann auch später noch mehrfach Gelegenheit, Sisilina als umschwärmte Ballschönheit zu bewundern. Nirgendwo hat sie mir indessen — ausgenommen im Wasser, doch das ist eine andere Geschichte — einen so tiefen Eindruck gemacht, wie an diesem ersten Abende unserer Bekanntschaft. Ja, ich war auf einer Ballfestlichkeit an Bord des „Falke" sogar so ungalant, die in ihrem Tapa-Kleide erschienene Sisilina mit einem in dem Trubel des Weihnachtsverkehrs schlecht behandelten Postpacket zu vergleichen. Kleider machen halt Leute auf der südlichen Halbkugel just so wie auf der nördlichen.

Jedenfalls war Sisilina, so wie sie mir damals gegenüber saß und trat, eine Erscheinung, die jeder Franzose als „simplement ravissante" bezeichnet hätte.

Der von dreistimmigem Gesange begleitete siva

beginnt mit dem Hin- und Herwiegen des Kopfes und Oberkörpers, dem Schlagen der Oberarme und Schenkel mit der flachen Hand, allerlei Arm- und Beinstreckungen, Biegungen und sonstigen Bewegungen, während im Hintergrunde mit einem Stöckchen auf einer Matte der Takt getrommelt wird; denn Musikinstrumente sind außer den von den Missionaren eingeführten, aus Holz geformten und die Glocken ersetzenden Kirchentrommeln unter den Samoanern nicht in Gebrauch. Nur im Kriege bedienen sie sich neuerdings europäischer Trommeln und Signalhörner.

Alle Bewegungen der Vortänzerin werden von den übrigen Tänzern mit großer Präzision gleichfalls ausgeführt. Der erste Teil einer siva macht mehr oder weniger den Eindruck von Zimmergymnastik. Erst nach und nach kommt etwas mehr Leben in die Sache, die Tanzenden werden feuriger, erheben sich vom Boden und führen nun alle möglichen scherzhaften Scenen auf, in denen das Kopfabschneiden, der Kampf mit einer Schlange, der Teufel oder irgend eine blödsinnige Persönlichkeit meist eine große Rolle spielen.

Ein richtiger siva endet in der Regel in einem fa muli pei pei genannten Tanze, indem nur Anmut die Lenden der Tanzenden gürtet. Aber ein derartig effektvolles Ende war naturgemäß in diesem Falle, d. h. bei einem Parkett von Damen, Ober-

Digitized by Google

richtern, Schiffskommandanten, Konsuln und Würdenträgern jeden Kalibers nicht zu erwarten. Echt samoanische sivas sollte ich erst später zu sehen bekommen, und gleich hier will ich erwähnen, daß sie meine kühnsten Erwartungen weit übertrafen.

Wenn mir trotz aller Zurückhaltung, die sich die Tänzer auferlegten, der Tanz im Funkschen Hause einen unverlöschlichen Eindruck gemacht hat, so ist daran neben der kleinen Sifilina die ganze Inscenierung der Festlichkeit und die samoanisch stilgerechte Ausschmückung des Hauses in erster Linie schuld.

Den Beschluß des Tanzes bildete ein Kava-Trunk. Aus der großen, in der Mitte des Raumes stehenden Holzbowle wurde die Kava in eine Kokosnußschale gefüllt und von Sifilina mit unvergleichlicher Grazie den Gästen genau nach Rang und Würden kredenzt.

Die Bereitung der Kava oder Ava erfolgt nach alter samoanischer Sitte in folgender Weise:

Die Knolle der Kavapflanze (Piper methysticum nennt sie der Botaniker) wird, nachdem sie in kleine Würfel geschnitten worden ist, von lieblichen Jungfrauen, die sich zuvor den Mund gründlich mit Wasser ausgespült haben und über tadellose Gebisse verfügen — gekaut. Die gekaute Masse wird in einer zwischen den Kauenden stehenden Bowle gesammelt, mit Wasser versetzt und mit den Händen durcheinander gerührt.

Digitized by Google

Nachdem darauf mit Hilfe eines als Sieb dienenden Baſtbündels die Holzfaſerteile aus dem in ſeiner Farbe an Kartoffelſchlempe erinnernden Brei herausgefiſcht worden ſind, wird durch Händeklatſchen den Gäſten kund gethan, daß der Umtrunk beginnen kann.

Es hat mich ſtets die allergrößte Überwindung gekoſtet, von dieſer widerlichen Flüſſigkeit zu trinken, und ich habe mir jedes Mal Mühe geben müſſen, nicht ſeekrank nach dem Kava-Genuß zu werden. Aber ausſchlagen konnte ich das verſchiedentlich mir zu Ehren bereitete Getränk nicht, ohne bei den Samoanern anzuſtoßen. Und was thut der Menſch nicht alles, um ſeinen Mitmenſchen eine Freude zu machen! Er läßt mit andächtiger Miene ein ihm von der Tochter ſeines Wirtes vorgeſchriecnes Brahmsſches Wiegenlied über ſich ergehen, er bewundert, wenn der Anſtand es erfordert, ein Bild, von dem er nicht weiß, ob es einen bereiften Kohlkopf oder eine Alpenlandſchaft, eine Löwenfamilie oder die Auslage eines Bäckerladens darſtellt, und findet die garſtigſten Kinder ſeiner Freunde reizend, oder „ganz die Mutter“, „ganz der Vater“ ſelbſt dann, wenn ſie zufällig Adoptivkinder ſein ſollten. Man nennt derartige unnatürliche Gefühlsäußerungen „konventionelle Lügen“, und ſolcher Lügen machte ich mich regelmäßig ſchuldig, wenn ich lächelnden Antlitzes die Kavaſchale zum Munde führte,

Digitized by Google

um sie, nachdem ich mit wahrer Todesverachtung einen Schluck genommen, ebenso lächelnd der schönen Hebe zurückzureichen.

Selbst da, wo, wie beispielsweise im Hause des Doktors Funk, die Kavawurzel nicht gekaut, sondern entweder gestoßen oder zerrieben wurde, erschien mir die Kava als ein übles Getränk, dessen Geschmack eher an Seifenwasser als an irgend etwas anderes erinnerte.

Nachdem ich in Samoa gesehen habe, daß sogar Europäer mit der Zeit sich zu leidenschaftlichen Kavatrinkern heranbilden können, bin ich überzeugt, daß der Mensch es mit etwas gutem Willen auch allmählich dahin bringen kann, seifenwasserfüchtig zu werden.

Am Morgen nach dem mir unvergeßlichen Sivaabend besuchte ich in Begleitung des Munizipalitäts-Präsidenten von Apia, ehemaligen Kaiserlich deutschen Vizekonsuls Herrn Schmidt, auf der Landzunge Mulima den König der Samoaner, Herrn Malietoa Laupepa, der von allen salutfähigen Kriegsschiffen gleich jeder anderen Majestät mit 21 Schüssen begrüßt, im übrigen aber wenig königlich behandelt wird.

Der König, der ein niedliches, in europäischem Stil erbautes, aus zwei größeren Zimmern und zwei Schlafkammern bestehendes Holzhäuschen bewohnt, empfing mich mit ausnehmender Freundlichkeit. Er

Digitized by Google

ist allem Anscheine nach ein hoher Vierziger, wie alle seine Landsleute von hellbrauner Hautfarbe, wohlgebaut, mit gutmütigem, nicht sonderlich intelligentem Gesichtsausdruck, kleinem ergrauten Schnurrbart und grammeliertem, kurzgestutztem, aufrechtstehendem Haupthaar. Unter seinem weißen, mit Perlmutterknöpfen geschlossenen Jacket schlägt, wie man sagt, ein Herz von der Größe desjenigen eines ausgewachsenen Hasen. Um die feisten Hüften trug er ein weißes Baumwollentuch und erschien nach unten stark genug dekolletiert, um selbst den weitgehendsten Anforderungen des Pfarrers Kneipp vollauf gerecht zu werden. Einfach, wie die Gewandung Seiner Majestät, ist auch die Einrichtung des Königlichen Wohngemaches und Audienzsaales. In der Mitte ein runder Tisch mit einer riesigen, in rotes Leder gebundenen samoanischen Bibel und einem abgegriffenen Photographiealbum, daneben drei Schaukelstühle, auf denen wir Platz nahmen, und an den Wänden Portraits Kaiser Wilhelms I., der Königin von England, des Prinzen von Wales, des früheren Gouverneurs von Neusüdwales Earl of Jersey und seiner Gemahlin. Umrahmt sind die Bilder von an Kürze nichts zu wünschen übrig lassenden Bastschürzen einiger Prima-Ballerinen des Königlichen Corps de Ballet.

Ich begrüßte Seine Majestät nicht nur in seiner

Digitized by Google

Eigenschaft als Landesherrn, sondern auch als Kollegen; denn gleich mir hat Malietoa große Reisen unternommen, wenn auch nicht in ganz so ungezwungener Weise wie ich, wofür er aber andererseits den Vorteil hatte, seine Reisekosten vom Deutschen Reiche getragen zu sehen, während ich leider die meinigen aus eigenen Mitteln bestreiten muß.

An Bord eines deutschen Kriegsschiffes trat er 1887 die Reise nach Kamerun an. Man scheint ihn daselbst nicht allzu liebenswürdig aufgenommen zu haben, hat ihm u. a. nicht einmal ein Moskitonetz bewilligt, so daß er trotz tropischer Hitze nächtlicherweile, um sich gegen die blutdürstigen Plagegeister zu schützen, seine Schlafdecke über den Kopf hat ziehen müssen. Auch am Fieber hat er viel gelitten. Meine Frage, ob er gesehen habe, daß von Leuten mit Nilpferdpeitschen in der Hand dem schwächeren Geschlechte gegenüber schon damals die guten Formen verletzt worden seien, verneinte er, meinte jedoch, bei den männlichen Eingeborenen sei die Peitsche fast täglich zur Anwendung gekommen, was ihm besonders mißfallen habe, da die Züchtigungen in demselben Hof, in dem seine Wohnung lag, stattgefunden hätten.

Nachdem er längere Zeit in Kamerun gewesen, sei er nach Hamburg gebracht und daselbst für einen

Digitized by Google

Tag in einem Regierungsgebäude einquartiert worden (wahrscheinlich in einer Kaserne oder einem Gefängnis). Hamburg habe ihm gut gefallen — man sieht, wie anspruchslos der hohe Herr ist — und er bedauere nur, daß er Berlin nicht habe besuchen können. Bismarck habe ihn indessen nicht sehen wollen.

Von Hamburg sei er durch den Suez-Kanal über Colombo wieder nach Süden gefahren. Er habe geglaubt, nach Samoa zurückzukommen, sei aber schließlich auf den Marschallinseln, die ihm einen sehr unfruchtbaren Eindruck gemacht, an Land gesetzt worden. Daß man ihn diese ganze Reise aus Sparsamkeitsgründen im Zwischendeck hat machen lassen, finde ich ebenso empörend wie unklug, und es ist am Ende nicht zu verwundern, daß er, nachdem er 1889 mit allen königlichen Ehren und allerlei Brimborium wieder auf den Thron zurückbefördert worden ist, keine sonderlichen Sympathien für eine Nation hegt, die ihn als ihren Gefangenen in so unwürdiger Weise behandelt hat.

Ich überreichte dem König als Angebinde einen aus Indien stammenden, sehr hübsch gearbeiteten silbernen Knauf mit der Bitte, ihn als Szeptergriff zu verwerten. Seine Majestät hatte das Geschenk gerade als Zeichen der Dankbarkeit auf höchst seinen

Digitized by Google

Kopf gelegt, als der Palast plötzlich wie bei einem Erdbeben anfing zu zittern. Mit affenartiger Geschwindigkeit ließ Malietoa das Geschenk in der Tasche seines Jackets verschwinden und machte ein Gesicht, wie ein Junge, der beim Apfelmausen ertappt worden ist. Im nächsten Augenblick verdunkelte sich die Sonne, und in der Thüröffnung erschien — Ihre Majestät die Königin. Sie ist eine zu interessante Erscheinung, als daß ich es übers Herz bringen könnte, auf eine nähere Beschreibung ihrer Persönlichkeit zu verzichten.

Daß die Grazien sich länger als unbedingt nötig an ihrer Wiege aufgehalten hätten, möchte ich nicht behaupten. Sie mag einst, bevor sie mit Szepter und Krone gespielt hat, schlank wie eine Tanne gewesen sein, heute ist sie keine Sylphe mehr, sondern im Gegenteil rund wie eine Tonne.

Auch daß es ihr nicht an der nötigen Energie mangelt, ihrem Gatten zu Zeiten das Szepter aus der Hand zu nehmen, erkennt man auf den ersten Blick, und ich würde sogar soweit gehen zu behaupten, daß sie die Königlichen Hosen anhat und den Pantoffel schwingt, wenn es in Samoa Hosen und Pantoffeln gäbe. Aber es giebt keine, und wenn bei großen Haupt- und Staatsaktionen Malietoa hie und da der Schuh drückt, so sind diese Gelegenheiten doch derartig selten, daß man ihm kein unpassenderes Ge-

Digitized by Google

schenk machen könnte, als Wasmuths Hühneraugenringe in der Uhr.

Nachdem Präsident Schmidt und ich Ihrer Majestät die für uns bestimmten Gläser abgenommen hatten, ließ sie ihren Gemahl noch eine Weile trocken sitzen. Dann erhielt auch er seinen Champagner, erhob sich und stieß mit uns auf das Wohl des deutschen Kaisers an. Als wir uns verabschiedet und den Palast verlassen hatten, klagte uns Herr Schmidt sein Leid, daß der König weit über seine Verhältnisse lebe.

„Inwiefern?" fragte ich, „kann er sich nicht einmal eine Flasche Sekt leisten?"

„Aber wo denken Sie hin!" entgegnete mein liebenswürdiger Begleiter, „Malietoa und Sekt! Die Flasche habe ich ihm heute Morgen geschickt, damit wir etwas Anständiges zu trinken bekämen. Nein, wenn ich sage, der Mann lebt über seine Verhältnisse, so meine ich damit, daß er zu viel Petroleum brennt, vier Lampen jede Nacht. Wo soll das hinaus? Ich habe nicht einmal Geld genug in der Kasse, um einige Rebellenchefs, die im Gefängnis sitzen, zu ernähren, und der König brennt vier Petroleumlampen, macht Schulden über Schulden und weiß nicht, wie er sie bezahlen soll."

Auch die Macht hinterm Thron, das in nächster Nachbarschaft des Palastes gelegene Gefängnis, wurde

mit einem Besuche bedacht. Ich fand in dem mit Wellblech umzäunten Hofe acht vor einigen Wochen von der Rebellenpartei als Friedensgeiseln an Bord der „Curacao“ gebrachte Häuptlinge beim Kartenspiel.

Die Herrschaften schienen sich da, wo sie waren, in jeder Hinsicht behaglich zu fühlen und nicht die geringste Lust zu spüren, dem Beispiele einer Anzahl ihrer tags zuvor aus dem nämlichen Gewahrsam entwichenen Kameraden zu folgen, obgleich man ihnen die Ausführung eines solchen Vorhabens in jeder Weise zu erleichtern suchte.

„Die Kerle fressen mir Nase und Ohren vom Kopf“, klagte der Herr Munizipalitäts-Präsident, „ohne daß mit ihrer Gefangenhaltung das Geringste erreicht würde. Sie wurden nebst 50 Gewehren im vergangenen Monat von den Atualeuten als Friedensbürgschaft ausgeliefert. Zwei Tage darauf war jedoch der Krieg wieder im vollsten Gange. Die gefangenen Häuptlinge waren durch neue ersetzt, und alles war beim alten. Als die Rebellen darauf der Wortbrüchigkeit geziehen wurden, erklärten sie, alle ihnen gestellten Bedingungen erfüllt und Frieden gehalten zu haben. Über die Dauer des Friedens seien Abmachungen nicht getroffen worden. Derselbe habe zwei Tage gedauert, und ihre jetzigen Unternehmungen seien nicht

Digitized by Google

die Fortsetzung des alten, sondern der Anfang eines neuen Krieges."

Herr Schmidt selbst bewohnt ein am Wasser gelegenes allerliebstes Holzhäuschen gegenüber dem Palaste Malietoas, hat von seiner Veranda einen herrlichen Blick auf die Hafenbucht von Apia und den im Hintergrunde liegenden Apiaberg, besitzt in seiner Haushälterin Fräulein Tellbüscher eine ebenso vortreffliche Köchin, wie schneidige Begleiterin auf allen seinen Kriegs- und Friedenszügen, und könnte somit wie Gott in Frankreich leben, wenn er nicht eben Munizipalitäts-Präsident von Apia wäre und als solcher einen der schwierigsten und undankbarsten aller Posten bekleidete, die je am grünen Tisch geschaffen worden sind.

Ich bin Herrn Schmidt für ungezählte mir erwiesene Liebenswürdigkeiten zu Danke verpflichtet, und sein Haus ist das einzige in Apia, in dem ich die Art von Gastfreundschaft genossen habe, die mir sympathisch ist, d. h. eine Gastfreundschaft, die nicht in tagelang zuvor erlassenen Einladungen und rauschenden Festlichkeiten, sondern darin besteht, daß man mir sagt, ich sei zu jeder Tageszeit und jeder Mahlzeit willkommen.

Zu verschiedenen Malen hatte ich Gelegenheit, im Hause des Herrn Schmidt mit Malietoa zusammenzu-

Digitized by Google

treffen und mich von der zwischen König und Munizipalitäts-Präsident bestehenden entente cordiale zu überzeugen, die um so überraschender ist, als der Herr Präsident in seiner Eigenschaft als Schatzmeister allen Geldforderungen Seiner Majestät gegenüber als Geist, der stets verneint, aufzutreten sich gezwungen sieht. Gelegentlich mag er wohl dem Könige gegenüber ein menschliches Rühren fühlen und dem hohen Herrn dann aus eigener Tasche den Dollar reichen, den er ihm aus der Staatskasse vorenthalten muß. Aus den Beständen der letzteren müssen nämlich in erster Linie die Ansprüche der von den Vertragsmächten eingesetzten Beamten, des Oberrichters und Munizipalitäts-Präsidenten, befriedigt werden; dann kommen die übrigen Beamten, Polizisten, Gefangenwärter und Nachtwächter an die Reihe, und sollte nach alledem ein Rest verbleiben, so wird vielleicht ein Wunsch Seiner Majestät berücksichtigt. Ein solcher Rest verbleibt jedoch nicht mehr, seit infolge des Krieges von der eingeborenen Bevölkerung die Zahlung der Kopfsteuer in Höhe von 1 Dollar verweigert wird.

Königliche Wechsel werden selbst von Autographensammlern nicht mehr honoriert, und so sieht Seine Majestät sich in der peinlichen Lage, vorläufig auf Pump leben zu müssen.

Digitized by Google

Am 20. Juli wollte der „Falke“ seine geplante Fahrt antreten, am ersten Tage Schießübungen vornehmen, tags darauf vor der 32 Kilometer westlich von Apia gelegenen Pflanzung der Plantagengesellschaft Mulifanua vor Anker gehen, einen Tag daselbst bleiben und dann die Reise nach der Insel Savaii fortsetzen. Neben der Aufforderung des Grafen Moltke, ihn auf dieser Fahrt zu begleiten, hatte ich auch eine Einladung von Herrn Beckmann erhalten, am 21. Juli mit einem Boote der Gesellschaft an der Küste entlang nach Mulifanua zu fahren, und da eine solche Fahrt eine bessere Gelegenheit bot, etwas vom Lande zu sehen, als auf dem Kriegsschiff, das der Riffe wegen weit vom Lande abzubleiben gezwungen ist, schloß ich mit dem Grafen ein Abkommen, demzufolge ich erst in Mulifanua an Bord genommen werden sollte.

An einem heißen, aber herrlichen Morgen mit wolkenlosem Himmel stieß ich in Gesellschaft der Herren Beckmann und Riedel, sowie eines sich die Welt besehenden, den unverfälschtesten Kölner Hännesletheaterdialekt sprechenden Rheinländers, Herrn Küppers, in einer von vier Salomonsinsulanern geruderten Gig vom Landungssteige der „Firma“ ab.

Das Meer war bei gänzlicher Windstille glatt wie ein Spiegel, so daß man die von kleinen, stahlblauen

Digitized by Google

Fischen umspielten, gleich Silber in der Tiefe schimmernden verschiedenen zarten Korallengebilde, über die unser Boot hinwegglitt, deutlich erkennen und bewundern konnte.

Nachdem wir Mulinu passiert und eine Bucht durchschnitten haben, fahren wir beständig dicht am Strande entlang, der, soweit das Auge reicht, mit Kokospalmen bedeckt ist. Hie und da gewahrt man auf einer Lichtung eine weißgetünchte Kirche der Eingeborenen, das mit Wellblech gedeckte Haus eines Händlers oder die Gebäude einer Missionsstation. Bis an den Hals im Wasser watend, sind die Eingeborenen mit ihren Netzen beim Fischfang beschäftigt, oder sie betreiben denselben vom Boote aus mit Dynamitpatronen. Diese Art des Fanges, bei der schon unzählige Samoaner, wenn nicht das Leben, so doch Hände, Arme und andere ungern entbehrte Gliedmaßen eingebüßt haben, ist zwar gesetzlich verboten, erfreut sich aber dessen ungeachtet großer Verbreitung.

Einige an uns unter dem Gesange ihrer gegen 40 zählenden Ruderer vorbeifahrenden Kriegsboote, sowie der Anblick der am Strande gelegenen verlassenen Lagerplätze der Regierungstruppen vermögen nicht das Bild tiefsten Friedens, den die Landschaft bietet, irgendwie zu beeinträchtigen.

Digitized by Google

Nach und nach kommt etwas Briese auf, aber nicht genügend, um vom Segel Gebrauch machen zu können und unseren Ruderern die Arbeit zu erleichtern. Herr Beckmann hat als geborener Hamburger selbstverständlich in bester Weise dafür gesorgt, daß wir unterwegs weder Durst noch Hunger leiden. Wir haben nicht nur gute Getränke und vorzügliche Butterbrote, sondern — ein unerhörter Luxus in Samoa — sogar Eis an Bord, und zwar australisches Eis, welches unser Wirt wenige Tage zuvor von dem Kapitän der „Alameda" erhalten hat; denn in Apia giebt es eine Eisfabrik bis heute nicht, trotzdem sich eine solche gewiß gut bezahlt machen würde.

So sangen wir denn, sobald wir uns an der Landschaft, den herrlichen Korallen, den fischenden und rudernden Samoanern satt gesehen haben, allmählich an auch den uns gebotenen leiblichen Genüssen zu fröhnen, und während Herr Küppers für wohlthuende Erschütterung unseres Zwerchfells sorgt, den Beckmannschen Getränken und Butterbroten die ihnen zukommende Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Nach Erledigung dieser Angelegenheit stellt sich allgemeine Schläfrigkeit ein, von der nur unsere Ruderer nicht befallen werden. Sie arbeiten in der tollsten Hitze weiter, ohne auch nur eine Minute zu rasten, und tragen durch die Gleichmäßigkeit ihrer

Digitized by Google

Bewegungen dazu bei, uns vollends einzuschläfern. Erst als Mulifanua in Sicht kommt, erwachen wir, und durch einige echt kölnische Bemerkungen unseres Rheinländers wird schnell die letzte Spur der Müdigkeit verscheucht.

Zu unserer Rechten liegt die bis über 5000 Fuß sich erhebende größte Insel der Samoagruppe, Savaii, während vor uns nach einander die Inseln Apolima und Manono in die Erscheinung treten.

Neben Upolu und den soeben genannten Inseln gehört zu Samoa noch Tutuila und Rose Island, die einzige Insel der Gruppe, die nicht vulkanischen Ursprungs ist. Die Insel Manua, die geographisch gleichfalls zu Samoa gerechnet wird, betrachtet sich als politisch unabhängig und hat ihre eigene Königin.

Auf jedem besseren Atlas und Globus wird man die Samoa- oder Schifferinseln zwischen dem 13. und 15. Grad südlicher Breite und dem 168. und 173. Grad westlicher Länge verzeichnet finden und sich durch Nachschlagen in den verschiedensten geographischen Werken mühelos darüber unterrichten können, daß der Flächeninhalt der Inseln zusammmen 2800 Geviert-Kilometer beträgt, und daß auf diesen 2800 Geviert-Kilometern zwischen 30- und 35 000 Menschen leben, von denen 1 v. H. Europäer sind.

Digitized by Google

Am Landungsstege von Mulifanua wurden wir von dem Leiter der hier gelegenen großen Gesellschaftspflanzungen, Herrn Krüger, einem geborenen Ostpreußen, begrüßt und in das von schattigen Mangobäumen und freundlichen Gartenanlagen umgebene zweistöckige Stationsgebäude geleitet, um hier unter einer Punka, der einzigen, die ich auf der ganzen Inselgruppe in einem Privathause gefunden habe, auf geräumiger Veranda in bayrischem Bier nach deutschem Brauch und zwar aus echt Münchener Maßkrügen einen Willkommenstrunk zu genehmigen.

Wenige Stunden nach uns erschien der „Falke" und warf etwa eine Seemeile vom Lande Anker. Der Kommandant und einige Offiziere kamen an Land, und nachdem die entsprechende Anzahl Pferde gesattelt worden war, machten wir uns zu einer Besichtigung der Pflanzung auf den Weg.

Die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft ist aus dem einst so bedeutenden Hamburger Hause Joh. Ces. Godeffroy und Sohn hervorgegangen, als dasselbe Ende der siebziger Jahre sich zur Einstellung seiner Zahlungen genötigt sah. Im Jahre 1857 hatte diese unternehmende Firma ihre erste Handelsstation auf Upolu errichtet und sich nach und nach über die ganze Südsee ausgebreitet. Den Hauptausfuhrartikel

Digitized by Google

bildete, wie heute so auch damals, das Produkt der Kokospalme, nur wurde nicht das getrocknete Fleisch der Nuß, die sog. Kopra, sondern das von den Eingeborenen aus den Nüssen gepreßte Öl ausgeführt. Mit vieler Mühe gelang es der Firma, unter den Eingeborenen die Koprabereitung einzuführen, so daß heute Öl überhaupt nicht mehr zur Verschiffung gelangt, wodurch das ganze Geschäft nicht nur wesentlich vereinfacht, sondern auch für Verkäufer wie Käufer ein ungleich vorteilhafteres geworden ist, da bei der ursprünglichen Art der Ölgewinnung der Eingeborenen die Auspressung des Nußfleisches eine höchst unvollkommene war und große Ölmengen verloren gingen. Auch die Rückstände wurden nicht verwertet, während dieselben jetzt als Ölkuchen ein geschätztes Viehfutter abgeben.

In richtiger Voraussicht, daß die Konkurrenz im Handel nicht ausbleiben und die Zukunft des Geschäftes nur durch die Entwickelung der Bodenkultur gesichert werden könne, erwarb die Firma sowohl auf der Insel Upolu wie auf Savaii bedeutenden Landbesitz und begann im Jahre 1865 mit der Anlage ihrer ersten Pflanzung in dem Distrikt Mulifanua. Einige Jahre später wurden die nur wenige Kilometer von Apia gelegenen Pflanzungen Vailele und Vaitele und 1882 die heute zu Vailele gehörende Utumapu-

Digitized by Google

pflanzung ins Leben gerufen. Auf Savaii befindet sich vorläufig nur die unbedeutende Pflanzung Vaipuli.

Im ganzen haben die ehemalige Godeffroysche Firma und ihre Nachfolgerin bis heute nahezu 3500 Hektar unter Kultur gebracht, eine bewundernswerte Leistung, wenn man die Schwierigkeiten, die vor allen Dingen die Lösung der Arbeiterfrage bot, dabei berücksichtigt.

Alle Versuche, die Samoaner an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen, scheiterten an der diesen liebenswürdigen Menschen angeborenen Trägheit. Sie verlangten unverhältnismäßig hohe Löhne für außerordentlich geringe Leistungen und zeigten sich außerdem in jeder Hinsicht als unzuverlässig. Man sah sich somit genötigt, fremde Arbeitskräfte einzuführen und wandte sich zu diesem Zwecke mit Erfolg nach den Gilbert- und Salomons-Inseln, den Neuhebriden und dem Bismarckarchipel.

Die Anwerbung erfolgt durch die Kapitäne eigens von der Gesellschaft zu diesem Zwecke ausgerüsteter Schoner, und zwar werden die Arbeiter auf drei Jahre verpflichtet, nach deren Ablauf sie frei in ihre Heimat zurückbefördert werden, falls sie nicht Lust verspüren sollten, den Vertrag zu erneuern, was verhältnismäßig selten der Fall ist. Die Leute erhalten neben freier Verpflegung monatlich 2—3 Dollars = 8—12 Mark,

Digitized by Google

und kommen einschließlich der Anwerbe- und Transportkosten der Gesellschaft auf je 300 M. im Jahre zu stehen.

Da sie, ohne an die von ihnen verlangte Arbeit oder Disziplin gewöhnt zu sein, nach Samoa kommen, so vergeht geraume Zeit, bis sie in der Lage sind, sich ihren Arbeitgebern nützlich zu erweisen, auch ist in der Regel die Sterblichkeit unter ihnen im ersten Jahre eine große, trotz aller Pflege, die man ihnen angedeihen läßt. Obgleich die Gesellschaft auf den einzelnen Stationen für gute Unterkunft ihrer Arbeiter gesorgt hat, ziehen dieselben dennoch meist das Wohnen in elenden Hütten vor, die sie sich nach Art ihrer heimatlichen Behausungen bauen. Um Zwistigkeiten zu vermeiden, werden die Leute der verschiedenen Inselgruppen gesondert untergebracht, auch wird in der Verpflegung ihren besonderen Geschmacksrichtungen Rechnung getragen.

Sind die Leute einmal in Samoa, können sie sich weder über schlechte Behandlung, noch über sonst irgend etwas beklagen. Was dem voraufgeht, entzieht sich freilich meiner Beurteilung, doch sagt man, es ginge beim Anwerben bisweilen nicht ganz zwanglos zu.

Daß übrigens den mit der Anwerbung betrauten Kapitänen unter den Eingeborenen nicht immer ein Empfang mit weißgekleideten Jungfrauen zu teil

Digitized by Google

wird, erhellt zur genüge aus der Thatsache, daß mehr als einer dieser Herren sein Leben hat lassen müssen, um später als pièce de résistance auf der Tafel irgend eines dunklen Ehrenmannes zu erscheinen. Nach Aussage der nach Samoa gebrachten Salomonsinsulaner soll unser Fleisch bei den Kannibalen aber keineswegs als der Leckerbissen gelten, der zu sein wir uns einbilden. Wir schmecken „thranig", werden nur faute de mieux verspeist, und einem richtigen Gourmet läuft bei unserem Anblick das Wasser durchaus nicht im Munde zusammen. Hoffentlich wird Henriette Davidis nicht sobald ins Salomonische übersetzt, sonst könnten die Herren Kannibalen leicht erfahren, daß Thrangeschmack sich durch Abkochen mit Heu verliert.

Bei Anlage der Pflanzungen entschied man sich in der Hauptsache für die im Lande so prächtig gedeihende Kokospalme. Um jedoch möglichst bald Erträge von dem in Kultur genommenen Boden zu erzielen — die Kokospalme liefert erst mit dem 7. oder 8. Jahre die erste Ernte — wurde von vornherein zwischen den 32—36 Fuß im Geviert von einander ausgesäten Nüssen Baumwolle angebaut. Dieselbe gedieh so ausgezeichnet, daß noch bis vor wenigen Jahren davon eine Million Pfund jährlich nach Europa ausgeführt werden konnte. Heute, nachdem

Digitized by Google

sämtliche Palmen herangewachsen sind und man von der Vergrößerung der Pflanzungen vorläufig Abstand genommen hat, ist der Baumwollertrag nur noch ein geringer und wird vom nächsten Jahre an aus den Büchern der Gesellschaft überhaupt gänzlich verschwinden.

Somit kann, da die Palmenpflanzungen nicht annähernd die Arbeit erfordern wie die Baumwollkultur, mit zunehmender Ertragsfähigkeit der Palmen gleichzeitig eine Verminderung des Arbeiterpersonals Hand in Hand gehen, so daß die Aktionäre der Gesellschaft, die bis dahin durch Dividenden nicht gerade verwöhnt worden sind, allen Anlaß haben, der Zukunft voller Hoffnung entgegenzusehen.

Mit deutschem Kapital und deutscher Thatkraft ist hier in Samoa etwas geleistet worden, worauf wir als Nation stolz zu sein ein volles Recht haben.

Man muß nicht glauben, daß man nur nötig hatte, zu pflanzen, um zu ernten. Erst mußte der Urwald niedergelegt werden, dann erschwerte der steinige Lavaboden die Arbeit ungemein, und an dem alles überwuchernden samoanischen Gras fand er einen nicht leicht zu besiegenden Bundesgenossen. Nur durch das Anpflanzen — nicht Säen — des amerikanischen Buffalograses gelang es, des eingeborenen Grases

Digitized by Google

und des von einem Missionar eingeführten und im Laufe der Jahre zu einer wahren Pest gewordenen noli me tangere Herr zu werden. Es wurde Vieh angeschafft, um das Gras kurz zu halten, aber des Viehes wegen mußten wieder Zäune und Einfriedigungen errichtet und Wege angelegt werden, kurzum, es gab der schwierigen Aufgaben mehr als genug zu lösen, und nur wer mit eigenen Augen den samoanischen Urwald und die der Wildnis abgerungenen prächtigen Pflanzungen gesehen hat, kann sich eine Vorstellung von der Arbeit machen, die hier bewältigt werden mußte.

Von Herrn Krüger, der uns in liebenswürdigster Weise durch die seiner Aufsicht unterstellten Pflanzungen führte, erfuhr ich, daß die ausgewachsene Kokos-Palme in Samoa jährlich durchschnittlich 80—100 Nüsse liefert, daß aus 5 Nüssen etwa 1 kg Kopra gewonnen und bei leidlichen Ölpreisen der Reinertrag einer Palme auf etwa 2 Mark geschätzt werden kann.

Die Nüsse werden nicht gepflückt, sondern man wartet, bis sie reif vom Baume fallen, um sie dann zu sammeln. In Körben werden sie auf Eseln an die fahrbaren Wege und dann in Ochsenkarren zu den Stationen gebracht. Nachdem sie hier aufgeschlagen worden sind, wird das Fleisch mit Messern herausgelöst, auf Darren getrocknet und schließlich, lose

Digitized by Google

aufgeschichtet, in Segelschiffen nach Europa verfrachtet. Die Nußhüllen, aus denen in anderen Ländern, wie beispielsweise auf Ceylon, die zu Stricken, Teppichen, Fußmatten u. s. w. verwendbare Kokosfaser gewonnen wird, werden in Samoa verbrannt, obgleich man annehmen sollte, daß selbst bei den im Vergleich zu Ceylon unverhältnismäßig hohen Arbeitslöhnen ein maschineller Fasergewinnungs- und Spinnereibetrieb sich lohnen müßte.

Mit Kaffee, Thee und Kakao sind auf der Pflanzung Utumapu Anbauversuche gemacht und Erfolge erzielt worden, die zu den besten Hoffnungen berechtigen. Die Kaffeesträucher sind freilich neuerdings von demselben Pilze (hemileia vastatrix) heimgesucht worden, der in Ceylon so furchtbare Verheerungen angerichtet hat und leider auch den jungen Pflanzungen in Ostafrika gefährlich zu werden droht. Die geerntete Bohne gehört indessen zu dem Besten, was jemals auf den Markt gebracht worden ist, und ich erinnere mich nicht, irgendwo wohlschmeckenderen Kaffee getrunken zu haben, als in Samoa.

Ganz vorzüglich gedeiht der Kakaobaum, doch fallen die Früchte, die er trägt, bisher meist den Ratten zum Opfer. Auch der Theestrauch läßt in seinem Gedeihen nichts zu wünschen übrig. Nur sollte die Gesellschaft, sobald ihre Kopraernten ihr

Digitized by Google

die nötigen Mittel dazu in die Hand geben, den Anbau von Thee und Kakao in größerem Umfange von gelernten Pflanzern weiter fortsetzen lassen. Gerade für Kakao dürfte sich in Samoa eine große Zukunft bieten, da alle Bedingungen für das Gedeihen desselben gegeben sind. Nach Semmlers Tropenkultur Versuche anzustellen, ist gewiß etwas sehr Schönes, zur Anlegung einer Pflanzung sollte man aber kein Opfer scheuen, sich die Mitarbeiterschaft von Pflanzern zu sichern, die über langjährige praktische Erfahrung gebieten und außer durch theoretische Studien auch durch Schaden klug geworden sind.

Die Gesellschaft beschäftigt gegenwärtig gegen 900 Arbeiter und besitzt etwa 1600 Stück Rindvieh (zu Milch-, Zug- und Schlachtzwecken), einige hundert Pferde und ungefähr 130 Esel.

Die Arbeiter werden in erster Linie mit den auf den Pflanzungen gezogenen Vegetabilien, Brotfrüchten, Kokosnüssen, Bananen, Yackfrüchten, Taro u. s. w. ernährt, erhalten jedoch auch häufig frisches Fleisch, fangen sich nebenbei Fische und verschaffen sich in den Wäldern wie am Meeresstrande allerlei Leckerbissen, denen unser Gaumen wahrscheinlich keinen Geschmack abzugewinnen vermöchte. Mich wenigstens würde man durch einen mit seinen Flügeln gerösteten fliegenden Fisch, den ich einige Leute von der Ellice-

Digitized by Google

Gruppe verzehren sah, nicht hinter dem Ofen hervorlocken können, falls ich einmal hinter einem solchen Platz genommen haben sollte, was bisher nicht vorgekommen ist. Auch Wespenlarven, Ameiseneier und Eidechsen haben wenig Verführerisches für mich.

Ein wahrer Jammer ist es, daß alle die von den verschiedenen Inseln in Samoa eingeführten Arbeiter mit dem Betreten des Landes und dem Anziehen der ihnen verabfolgten Kleidungsstücke gleichzeitig einen großen Teil ihrer heimatlichen Sitten und Gebräuche ablegen. Die wenigsten von ihnen bringen außerdem irgendwelche ihrer eigenen Haushalts- und Schmuckgegenstände, Waffen oder dergleichen mit, so daß der nach Samoa kommende Sammler sich arg enttäuscht sieht. Das Wenige, was die Leute möglicherweise bei ihrer Ankunft bei sich haben, wird ihnen an Bord der Schiffe bereits von Händlern abgenommen, die nachher für die gewöhnlichsten Dinge ungeheure Preise fordern und von durchreisenden Amerikanern solche auch erhalten. Immerhin bieten die Vertreter der verschiedensten Völkerschaften dem Ethnographen genug des Interessanten durch ihre persönlichen Erscheinungen.

Als ich den ersten Salomonsinsulaner mit seinem durch Kalk gebleichten, etwa sechs Zoll langen, gekräuselten Haar erblickte, hätte ich darauf schwören mögen, daß der Mann sich eine Perücke aus dem

Digitized by Google

ungewaschenen Fell eines Schafes über den Kopf gezogen habe, und als Herr Neumann, der Leiter der Fatuosofia-Pflanzung, mir erzählte, er habe einen schwarzen Diener von der Malayta-Insel, der von Natur blondes Haar besitze, traute ich meinen Ohren nicht eher, als bis mir der Mann vorgeführt wurde und ich mich davon überzeugt hatte, daß ich meinen Augen trauen konnte.

Während bei den Gilbert- und Salomonsinsulanern der Negertypus zu Tage tritt, tragen die Leute von der Ellice-Gruppe deutlich die Spuren einer Beimischung malayischen Blutes. Sie sind hellfarbig, glatthaarig und meinem Geschmacke nach weit weniger ansprechende Erscheinungen, als die schwarzen, kurzkraushaarigen Gilbert- oder die über eine Riesenperücke verfügenden Salomoninsulaner. Schönheiten wie unter den Samoanern habe ich unter den sämtlichen mir zu Gesicht gekommenen eingeführten Arbeitern nicht gefunden, und auch nur halbwegs sympathische Gesichtszüge gehörten zu den Seltenheiten.

Da die Leute nicht nur der einzelnen Inselgruppen, sondern oft auch der einzelnen Inseln verschiedene Sprachen sprechen, bedienen sie sich zum Gedankenaustausch unter sich eines dem chinesischen Pidgin-Englisch ähnlichen Idioms.

Am folgenden Tage, einem Sonntag, wurde schon

Digitized by Google

in aller Frühe ein Ritt nach einigen benachbarten Pflanzungen und nach der seit geraumer Zeit verlassenen Station Sameaberg unternommen. Durch Palmenwälder, Urwald und Brotfruchtpflanzungen in sanften Windungen berganſteigend, führt der Weg auf den Gipfel einer 120 Meter über den Meeresspiegel sich erhebenden bewaldeten Anhöhe. An einem mit Palmen bepflanzten Krater erkennt man, daß es hier in grauer Vorzeit weniger friedlich ausgesehen hat als heute. Man kann sich kaum ein idyllischeres Plätzchen denken als das hoch oben, weitab von allem Weltgetriebe gelegene, von blütenbedeckten, halb verwilderten Rosenbüschen und in der Seebrise leise hin und her sich wiegenden Palmen umgebene Stationshäuschen, von dessen Veranda aus man über ein Meer von Palmen hinweg auf die perlmuttergleich im Morgenlichte schillernde Südsee hinabblickt.

Vor uns liegen — von Opalen eingefaßten Smaragden vergleichbar — die Inseln Manono und Apolima, während das mächtige Savaii, in bläulich schimmernden Flor gehüllt, in weichen Formen sich vom leicht bewölkten Himmel abhebt.

„Hier möcht' ich volle Stunden säumen", rief ich begeistert aus, worauf Herr Beckmann mir mit den Worten: „Aber thun Sie das doch Stunden, Tage, Wochen, Monate, so lange Sie wollen. Das

Digitized by Google

Haus steht vollkommen zu Ihrer Verfügung" in die Rede fiel.

„Top! Und Tag für Tag werd' ich zum Augenblicke sagen:

Verweile doch, du bist so schön!

Darauf können Sie sich verlassen, denn dies ist just das Plätzchen, welches ich gebrauche, um zu vergessen, daß ich ein staubgeborener Erdenwurm bin. Innerhalb acht Tagen werde ich vom Sameaberge Besitz genommen haben, und daß dann für den, der mich in meiner Einsamkeit besucht, ein guter Trunk bereit ist, dafür bürgt mein guter Name und mein guter Durst."

Als wir wieder nach Mulifanua zurückgekehrt waren, zogen gerade einige hundert Malietoakrieger, die fouragiert hatten, am Strande entlang, an der Station vorüber, während der Proviant in Booten nebenher gerudert wurde. Wir hörten, daß für den gestrigen Sonnabend eine große „Schlacht" geplant gewesen sei, daß man jedoch in Anbetracht des unerwarteten Erscheinens des „Falke" sich genötigt gesehen habe, die Festlichkeit zu verschieben. Beschlossen wurde der Tag wie jeder andere, so lange wir die Freude hatten, Herrn Beckmann in unserer Mitte zu haben, mit einem siva fa muli pei pei, zu dem sich in der Regel neben der gesamten Arbeiterbevölkerung

Digitized by Google

auch alle benachbarten, nicht unter besonderer Aufsicht der Missionare stehenden Samoaner mit Kind und Kegel einfanden.

Da, wie schon angedeutet, bei dieser Gelegenheit die Tanzenden ausschließlich ihre eigene Haut zu Markte tragen und sich nur eine möglichst dicke Lage Kokosnußöl, ein Gène irgend welcher Art dagegen nicht auflegen, dürfte ein solcher Anschauungsunterricht auf die Seelen der Kinder nach europäischen Begriffen nicht gerade veredelnd wirken. Die Samoaner scheinen jedoch anderer Ansicht zu sein, und wir müssen ihnen die Verantwortung überlassen. Uns gegenüber können sie trotz aller Leichtlebigkeit dreist behaupten: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen.“

Am Montag Morgen begab ich mich an Bord des „Falke“, und nachdem außer mir und Schokra auch noch ein von Herrn Beckmann der Offiziersmesse gestiftetes jugendliches Schwein an Bord genommen war, dampften wir, Manono und Apolima links liegen lassend, auf Savaii zu.

Unterwegs wurde klar Schiff gemacht, d. h. alles, was auf Deck zum Liefern einer Schlacht nicht unbedingt erforderlich ist, wurde irgendwo verstaut, Wasser zum Löschen etwa entstehender Brände auf Deck geschafft, ein Verbandplatz hergerichtet, Boote wurden klar gemacht, die Geschütze ihrer Überzieher

Digitized by Google

entkleidet und in Position gebracht, und schließlich wurde eine riesige Munitionsvergeudung gegen einen eingebildeten Feind markiert. Zu solchen Zeiten, wenn jeder Mann an Bord an einer Art Verfolgungswahn leidet, die Menschen auf Deck wie die Fliegen umfallen, um verwundet oder tot fortgeschleppt zu werden, das Schiff glücklich in Grund und Boden geschossen ist und das Kommando: „In die Boote“ erschallt, kann der an Bord als Gast weilende Zivilist seinem Schöpfer danken, wenn er mit heilen Knochen — von heiler Haut garnicht zu reden — davonkommt. Er mag sich verkriechen, wohin er will, er ist überall im Wege. Damit soll nicht gesagt sein, daß er, wenn alles an Bord vernünftig zugeht, nicht im Wege sei. Ein Kriegsschiff ist kein Vergnügungsdampfer und jeder Kubikmillimeter ist hier aufs äußerste ausgenutzt.

Der einzige Mensch an Bord, der über einen Raum verfügt, in dem man selbst bei geschlossenen Thüren in seine Kleider fahren kann, ist der Kommandant, aber auch er muß sich, wenn er sich einen Gast einladet, eines großen Teils seiner Bequemlichkeit begeben, ein Umstand, der beim Gaste das Gefühl wirklicher Behaglichkeit nicht so leicht aufkommen läßt. Wie herrlich stellen sich die meisten Leute das Leben eines Marineoffiziers vor, und wie wenig beneidenswert ist es in Wirklichkeit! In früheren Zeiten mag

Digitized by Google

der Seemannsberuf größere Reize gehabt haben. Heute ist er sicherlich der aufreibendste, den es giebt. Je moderner die Schiffe werden, um so weniger Rücksicht wird auf die Offiziere genommen. Ihre Kammern werden mit jedem Neubau kleiner und kleiner, und schließlich wird man von den Herren verlangen, daß sie sich, zu Rettungsbojen aufgerollt, nachts über an die Reeling hängen.

Nun stelle man sich vor, jahrelang in tropischen Gegenden einen Raum bewohnen zu müssen, der nicht viel größer ist, als eine Klavierkiste, stelle sich vor, daß man nicht nur auf Schritt und Tritt, sondern bei allem, was man thut, einerlei ob man lacht, gähnt, sich die Nase putzt oder in den Zähnen herumstochert, beobachtet wird, und zwar stets von den nämlichen Menschen, von denen einem doch aller Wahrscheinlichkeit nach der eine oder der andere nicht ganz sympathisch ist, daß man, was nicht selten vorkommt, mit seinen Kameraden nicht harmoniert und vom Kommandanten tyrannisiert wird, Tag und Nacht auf dem Posten sein muß und zu jeder Stunde für so und so viele Menschenleben verantwortlich ist, und man wird mir zugeben müssen, das von keinem Militär- oder Zivilbeamten größere Opfer verlangt werden als vom Marineoffizier. Man wird mir einwerfen, daß er dafür auf Kosten des Staates die Welt kennen lernt

Digitized by Google

und überall mit Ehren, Auszeichnungen und offenen Armen empfangen wird.

Beides ist richtig. Die im Auslande lebenden Europäer wissen, welche Opfer der Marineoffizier seinem Vaterlande bringt und wetteifern daher darin, ihn mit Beweisen ihrer Hochachtung zu überhäufen; er sieht fremde Länder, die er vielleicht sonst nicht gesehen haben würde, aber er sieht in der Regel nur die mehr oder weniger über einen Kamm geschorenen Hafenplätze, da der Dienst ihn daran hindert, weiter ins Innere vorzudringen, und in den Hafenplätzen sieht er das Leben meist nicht, wie es in Wirklichkeit ist, sondern in dem ihm zu Ehren angelegten Flitterstaat. Mit einem Dutzend der mit Recht so beliebten Tausend-Markscheine in der Tasche kann jeder Zivilist in einem halben Jahre mehr von der Welt zu sehen bekommen, als der Marineoffizier in seinem ganzen Leben.

Nachmittags gingen wir vor dem im Norden Savaiis gelegenen Platze Matautu vor Anker und ließen uns bald darauf an Land setzen. Bei dem hier stationierten Beamten der Gesellschaft, Herrn König, fanden wir freundlichen Empfang, machten gegen Abend einen Spaziergang nach der Pflanzung Vaipuli, wurden, wohin wir kamen, von den Eingeborenen auf das liebenswürdigste begrüßt und beschlossen

Digitized by Google

den Tag mit einem vortrefflichen Mahl, dem ein überaus feurig getanzter Siva folgte.

Um Savaii, dessen Inneres gleich demjenigen Upolus und Tutuilas infolge des seine Berge bis zum Gipfel deckenden Grüns mit der Großartigkeit einer Hochgebirgslandschaft eine sonst nirgendwo in der Welt gefundene Lieblichkeit vereint, herumsteuernd und somit die ganze Insel umfahrend, kehrten wir nach Apia zurück.

Wie vorsichtig man an Bord eines Kriegsschiffes einem liebenswürdigen Kommandanten gegenüber mit Fragen sein muß, wenn man jede Beunruhigung der Mannschaft und Offiziere vermeiden will, davon kann sich der Landmensch gar keinen Begriff machen. Fragt man z. B., wie lange es wohl dauere, bis ein über Bord gefallener Mann wieder aufgefischt sei, so fliegt vielleicht schon im nächsten Augenblick eine Rettungsboje ins Wasser, der Ruf „Mann über Bord" erschallt, die Maschine stoppt und in wenigen Sekunden sind zwei Boote bemannt, ins Wasser gelassen, und ein Rudern auf Leben und Tod beginnt, bis die Boje glücklich geborgen ist. In dem von mir beobachteten Falle wurde dieses Manöver in der überraschend kurzen Zeit von 2 Minuten 35 Sekunden ausgeführt.

Am Abend, bevor wir Apia erreichten — wir befanden uns gerade in der Nähe der aus einem halb-

Digitized by Google

versunkenen, an einer Seite eingestürzten Krater gebildeten Insel Apolima — richtete ich im Laufe des Gesprächs an den Grafen Moltke ganz harmlos die Frage, ob man an Bord auch einen elektrischen Scheinwerfer besitze, und ob derselbe jederzeit in Thätigkeit gesetzt werden könne.

„Das sollen Sie sofort sehen," meinte der liebenswürdige Graf, der zu glauben schien, meine Glückseligkeit hinge in diesem Augenblicke von dem elektrischen Scheinwerfer ab. „Ordonnanz!"

Die Ordonnanz trat an und erhielt den Befehl, den Herrn Ingenieur zu bitten, zum Kommandanten zu kommen.

Der Gerufene, der sich, wie die meisten seiner Herren Kollegen, einer stattlichen Körperfülle erfreut, erscheint, einem Symbol der Unschuld gleich, in schneeweißem Linnen; denn er ist für den Abend zum Diner beim Kommandanten geladen, und es sind nur noch zehn Minuten bis zur Essenszeit.

„Sagen Sie mal, Herr Ingenieur, länger als zehn Minuten dauert es ja wohl nicht, bis Sie den elektrischen Scheinwerfer angestellt haben? Herr Ehlers interessiert sich dafür. Wir könnten ja jetzt gerade wunderbar Apolima ableuchten."

Ein etwas gedehntes „Ja wohl, Herr Graf", erfolgt, wobei ich mit wenig liebevollem Blick gestreift

Digitized by Google

werde, und der Herr Obermaschinist begiebt sich, nachdem er sein schneeweißes Linnen wieder abgestreift — wie ich annehme, fluchend, wetternd und alle neugierigen Landratten verwünschend —, in die Unterwelt. Nach etwa einer Viertelstunde, während der mich wahrscheinlich noch mindestens ein halbes Dutzend anderer Menschen verwünscht hat, gleitet der Strahl des elektrischen Lichtes zum Ergötzen der scharenweise aus dem Wasser springenden Fische und gewiß zum Schrecken der an Geisterspuk glaubenden Inselbewohner am Ufer von Apolima entlang.

Wir kommen eine halbe Stunde zu spät zum Essen. Der Herr Ingenieur erscheint wiederum in schlohweißem Gewande, aber mit stark gerötetem Kopfe, in der Küche grollt der Koch, und an alledem sowie wahrscheinlich noch vielem andern bin ich unglückseliger Mensch mit meiner Wißbegierde schuld.

Drum frag' auf einem Kriegsschiff selten,
So sparst Du vielen Leuten Müh,
Und willst Du gar als Muster gelten,
So frag' auf einem Kriegsschiff nie!

In Apia angekommen, beantwortete ich eine Anzahl eingelaufener Briefe, plätscherte eine halbe Stunde in dem von Fischen wimmelnden Vaisingano herum und marschierte dann, von Safu begleitet, auf einer vorzüglichen, von der Plantagen-Gesellschaft gebauten Basaltstraße nach der etwa 7 Kilometer östlich von

Digitized by Google

der Stadt gelegenen Pflanzung Vailele. Vor derselben lag der „Bussard", um gegebenen Falls die Regierungstruppen mit einigen Granaten gegen die in der Nachbarschaft lagernden Rebellen unterstützen zu können. An seine Stelle sollte heute die englische „Curacao" treten, und für den „Bussard" war eine auf fünf Tage berechnete Fahrt nach einigen der östlichen Küstenplätze Upolus und nach der Insel Tutuila in Aussicht genommen, für deren Dauer ich das Vergnügen haben sollte, Gast des Kommandanten, Korvetten-Kapitäns Scheder, zu sein.

Nachdem ich noch dem trefflichen Leiter der Vailele-Pflanzung, Kapitän Hufnagel, der sich in dem unglücklichen Gefecht am 18. Dezember 1888 in hervorragender Weise ausgezeichnet und dafür vom Kaiser den Kronenorden mit Schwertern erhalten hat, meinen Besuch gemacht hatte, begab ich mich an Bord.

Der „Bussard" ist ein Schwesterschiff des „Falke", beide gehören der Kreuzerklasse 3 an und sind, Kleinigkeiten abgerechnet, in ihrer Bauart und inneren Ausstattung einander gleich. Bald saß ich mit dem gastlichen Kapitän behaglich plaudernd auf Deck. Neben uns war die „Curacao" vor Anker gegangen, und während die Musikkapellen beider Schiffe einander in lustigen Weisen zu überbieten suchten, tönte aus den auf bewaldeten Berggraten sichtbaren befestigten Lagern

Digitized by Google

der streitenden Parteien ab und zu der Knall eines Gewehrschusses zu uns herüber. Am Strande wurde gefischt, Boote glitten unter Gesang vorüber, und als die Nacht ihre Schatten niedersenkte, ließ die „Curacao" die Lichtstrahlen ihrer beiden mächtigen Scheinwerfer über Wald und Wasser, Berg und Thal huschen. Mit Tagesgrauen lichteten wir Anker, dampften an der Küste entlang und fuhren gegen 8 Uhr in die Bucht von Saluafata ein, dem sichersten Hafenplatze der Insel Upolu, den die Engländer großmütig, wie sie zuweilen sind, uns zuerkennen wollen, falls wir uns geneigt zeigen sollten, ihnen das übrige Samoa zu überlassen. Die Vereinigten Staaten sollen für den gleichen Fall mit dem auf der Insel Tutuila gelegenen Pango-Pango-Hafen belohnt werden.

Wir landeten in der Gig des Kommandanten bei dem Dorfe Lufi Lufi, in dem sich die, in ihrer Form gemauerten Riesensärgen gleichenden Grabmäler des verstorbenen durch seine Deutschfreundlichkeit bekannten Königs Tamasese und seiner Gattin befinden.

Lufi Lufi ist eines der hübschesten der mir bekannt gewordenen samoanischen Dörfer. Die Häuser gruppieren sich um einen weiten, sauber gehaltenen kiesbestreuten Platz, auf dem das in keinem Samoadorfe fehlende, auf gemeinschaftliche Kosten der Dorfbewohner

Digitized by Google

erbaute, für Besuche bestimmte Gasthaus liegt, welches meist ein Muster samoanischer Baukunst zu sein pflegt. Sobald man unserer ansichtig wird, werden Matten in dasselbe getragen, und irgend eine würdige Persönlichkeit erscheint, uns die „Honneurs“ zu machen. Vor den Häusern ausgebreitet trocknet frischgewonnene Kopra in der Sonne, und im Schatten von Palmen und Brotfruchtbäumen freuen Kinder, Ferkel, Hunde und Hühner sich ihres Daseins.

Wir befanden uns in Lufi Lufi im Lande der Rebellen, und da die Regierungstruppen noch nicht bis hierher vorgedrungen waren, gab es weder zerstörte Häuser, noch umgehauene Palmen und durch Loslösen eines Teiles ihrer Rinde zum Tode verurteilte Brotfruchtbäume, denen man sonst so vielfach namentlich in der Umgegend von Mulifanua und Vailele begegnet.

Daß Krieg im Lande wütete, erkannte man lediglich daran, daß man außer Knaben, Greisen und Krüppeln, unter letzteren viele mit Elefantiasis behaftet, von einer männlichen Bevölkerung nichts zu sehen bekam. Alle wehr- und waffenpflichtigen Leute befanden sich im Lager oder bei den Kriegsbooten und kamen nur dann in ihre Dörfer, wenn es galt, neue Lebensmittel zu holen. Allerorten wurden wir mit dem wohltönenden samoanischen Gruße „Talofa“

Digitized by Google

bewillkommnet, ließen uns bald in dieser, bald in jener Hütte nieder, labten uns an der Milch der uns gereichten Kokosnüsse und plauderten, so gut es ging, mit den Damen, wobei unser vortrefflicher Stabsarzt Dr. Kremer, der sich in kürzester Zeit genug Samoanisch angeeignet hat, um sich verständlich machen zu können, den Dolmetscher abgeben mußte.

Auch in einem der abseits vom Dorfe gelegenen und von mehreren Familien gemeinsam benutzten Kochhäuser wurde längere Zeit gerastet und den samoanischen Köchen manches Kücheugeheimnis abgelauscht. Die Küche besteht aus einem kleinen, ringsum offenen Schuppen, in dessen Mitte in einer muldenförmigen Bodenvertiefung ein Haufen faustgroßer Steine aufgeschichtet liegt. Zwischen diesen Steinen werden, nachdem dieselben im Feuer erhitzt worden sind, die herbeigebrachten Nahrungsmittel, als da sind Schweine, Hühner, wilde Tauben, Fische, Brotfrüchte, Yams, Bananen, Tarowurzeln oder was es sonst sein mag, fein säuberlich in Bananenblätter eingewickelt, gebacken. Kochtöpfe kennt der Samoaner nicht, und selbst in flüssigem Zustande angesetzte Speisen, wie beispielsweise ein aus dem geriebenen Fleisch der Kokosnuß bereiteter, Fai-ai genannter Brei, der in der Hitze zu einer gelatinösen Masse gerinnt, wird in Beutelchen aus Bananenblättern, wie solche im

Digitized by Google

Notfalle auch als Wasserbehälter dienen, dem Herde anvertraut. Alles wird in durchaus appetitlicher Weise zubereitet, und mancher „Chef de cuisine“ des Abendlandes könnte sich in dieser Hinsicht an den Samoanern ein Beispiel nehmen. Wesentlich erhöht wird der Eindruck der Sauberkeit natürlich durch das Fehlen schlecht geputzter Kessel, Pfannen und rauchgeschwärzter Töpfe. Die Brotfrüchte werden, bevor sie in den Ofen kommen, mit einem die Stelle des Messers vertretenden Stückchen Kokosnußschale geschabt, wie bei uns die Rüben, Wurzeln u. s. w.

Nirgendwo auf unserem Planeten bieten sich dem Menschen verlockendere Badeplätze als in Samoa. Die verschiedenen Inseln, vor allen Upolu und Savaii, sind reich an kristallklaren, aus den Bergen kommenden Wasserläufen, so daß man an vielen Stellen das See- und Flußbaden mit einander in bequemster Weise verbinden kann.

Ein solches Plätzchen fanden wir auch in der Nähe von Lufi Lufi. Das Wasser sprudelte aus einer tiefen Felshöhle hervor, die in ihrem Innern lebhaft an die berühmte Grotte von Capri erinnerte. Der Abglanz des intensiv blauen Wassers, in dem unsere Leiber wie eitel Silber glänzten, ließ auch die Felswände in bläulichem Lichte erscheinen, und wäre Böcklin zur Stelle gewesen, ich glaube, er würde entzückt zu

Digitized by Google

Palette und Pinsel gegriffen und letzteren nicht eher wieder in den Schoß gelegt haben, als bis er uns auf die Leinwand gezaubert hätte. Eine unbeschreibliche Wonne war es, bald in dieser märchenhaft schönen Grotte, bald in einem vor derselben liegenden, von Felsen gebildeten Becken herumzuplätschern und dann wieder in das leise atmende Meer hinauszuschwimmen, Korallen unter uns und über uns der Himmel. Wo außer in Samoa kann man ein solches Glück genießen?

Auf dem Rückwege zur Landestelle statteten wir einer großen englischen Missionsstation einen flüchtigen Besuch ab und überraschten in einem der Gebäude einige zwanzig den Worten ihres eingeborenen Lehrers lauschende samoanische Missionsstudenten beim Unterricht. Die jungen zwischen 16 und 20 Jahre zählenden Herren saßen an europäischen Schreibpulten und machten, von unten betrachtet, mit ihren bloßen Beinen und Lava-Lavas einen befriedigend stilgerechten Eindruck. Auf der oberen Körperhälfte trugen sie jedoch als Merkmale ihrer Erhabenheit über den gewöhnlichen Feld-, Wald-, Wiesen- und Wassersamoaner den Panzer des zivilisierten Menschen, das in Samoa den Gentleman machende gestärkte Oberhemd. Ist so etwas zu glauben? — Nein! Aber Thatsache ist es trotzdem.

Ich gerate jedesmal in eine gelinde Wut, wenn

Digitized by Google

ich solche Früchte missioneller Erziehung sehe. Was zum Teufel hat das gestärkte Oberhemd, was hat der italienische Strohhut und jedes sonstige europäische Kleidungsstück mit dem Christentum zu thun? Mein kleiner Schokra hatte angesichts solchen Unfugs ein volles Recht, die Frage an mich zu richten, ob es nötig sei, einen Strohhut aufzusetzen, um zum lieben Gott zu beten. Möglich, daß die Missionare in Samoa manches Gute gethan haben — die französischen katholischen Missionare sind auch hier über Lob und Tadel erhaben — niemand wird mir widersprechen können, wenn ich behaupte, daß man die samoanischen Missionszöglinge nur an ihren gestärkten Hemden, Strohhüten und ihrer Unverschämtheit erkennt. Wenn ein Junge für das Herunterholen einer Kokosnuß, das Zeigen eines Weges oder einer Badestelle einen Dollar verlangt, so kann man Gift darauf nehmen, daß er in einer Mission groß geworden ist oder doch wenigstens bei einer solchen Konkneipant war. Für die Wahrheit dieser Behauptung rufe ich jeden vernünftigen Menschen, der die Verhältnisse in Samoa kennt, zum Zeugen auf.

Nachmittags setzten wir die Reise fort. Gen Osten dampfend, sahen wir hinter uns die verschiedenen Berge der Insel sich kulissenartig hinter einander schieben, und nur die Meldung „Das Essen ist an-

Digitized by Google

gerichtet“ konnte uns zum Verlassen des Decks bewegen. Man ißt, falls der Koch — derselbe ist ein freier Mann und gehört nicht zur Besatzung — nicht gerade schlechter Kanne ist, einfach, aber gut an Bord unserer Kriegsschiffe in Samoa. Das ist keineswegs so selbst verständlich, wie man glauben sollte, und um diese Thatsache zu würdigen, muß man die samoanischen Verhältnisse und die Kochkunstprodukte in den Gasthäusern Apias kennen gelernt haben. Doch davon später. Was schiert mich Küche, Speis und Trank, wenn ich in die entzückende Bucht von Fangaloa einfahre und, von tausend Fuß hohen, nahezu senkrecht aus den Fluten aufsteigenden, aber trotzdem vom Scheitel bis zur Sohle bewaldeten Bergen eingeschlossen, den Anker in die Tiefe rasseln höre!

Sofort sind wir von einigen Kanus der Eingeborenen umringt. Man scheint nicht zu wissen, was man aus uns zu machen hat, ob wir — in friedlicher oder kriegerischer Absicht erscheinen, bis man erfährt, daß wir als harmlose Gäste gekommen sind. Die Kanus kehren zurück, und durch Signale auf Holztrommeln wird den umliegenden Dorfschaften kund gethan, daß man vom „Bussard“ nichts zu befürchten habe. Die Nacht ist schwül, kein Lüftchen regt sich und an Schlaf ist daher wenig zu denken, so daß wir mit Freuden die Morgendämmerung be-

Digitized by Google

grüßen und nach eingenommenem Frühstück kurz nach 6 Uhr an Land fahren.

Eine Missionsstation giebt es in Fangaloa nicht, und ein Führer zu einem von Bord aus sichtbaren Wasserfall ist daher auch ohne Vorausbezahlung eines Dollars zu haben. Der Marsch ist beschwerlich, denn er führt ungefähr eine Stunde durch Bananenpflanzungen und Wildnis, über Steinwälle, Felstrümmer und Wasserläufe. Dabei gießt es in Strömen, und die Luft ist schwül zum Ersticken. Nach verschiedenen Irrfahrten gelangen wir endlich ans Ziel. Aus beträchtlicher Höhe stürzt der Afu Pano in ein geräumiges Becken, in dem wir, da mittlerweile der Regen nachgelassen hat, ein Bad nehmen, um dann ins Dorf zu gehen und in einem der Häuser unser mitgenommenes Frühstück zu verzehren. Nachmittags verlassen wir den hübschen, aber gegen Nordwinde schlecht geschützten Hafen, umfahren die Ostspitze Upolus und bald verschwinden die Umrisse der Hauptinsel Samoas im Dunkel der Nacht.

Als ich am folgenden Morgen auf Deck komme, ist Tutuila, die drittgrößte Insel des samoanischen Reiches, die gegen 4000 Einwohner zählt und sich bis nahezu 2500 Fuß über den Meeresspiegel erhebt, längst in Sicht. Dennoch dauert es noch bis gegen 10 Uhr, bevor wir, nachdem wir die kleine, durch

Digitized by Google

Steinwälle befestigte Insel Annu passiert haben, in den an der Rückseite der Insel gelegenen Hafen von Pango-Pango einfahren. Die Hafenbucht hat die Form eines Stiefels, und in dem unteren Teil derselben liegen die Schiffe so sicher wie in Abrahams Schoß. Die Einfahrt und Ausfahrt ist dagegen wegen zweier unter Wasser liegender Felsen, des Whale- und Grampusrock, nicht ungefährlich.

Wir gingen in der Nähe einer allerliebsten mit Palmen bestandenen unbewohnten Zwerginsel, dem Goatisland, zwischen einer französischen Missionsstation und der von der Marine der Vereinigten Staaten als Kohlenplatz ausersehenen winzigen Dorfschaft Pango-Pango vor Anker und konnten hier, rings von üppig bewaldeten Bergen eingeschlossen, uns auf einen der oberitalienischen Seen versetzt wähnen.

Nach dem Frühstück fuhr ich mit Kapitän Scheder erst nach der französischen Mission, in der wir einen in puritanischer Einfachheit lebenden „père“ antrafen, der uns allerhand interessante Mitteilungen über einen auch hier letzthin geführten Kampf machte, und später nach der in der großen Zehe des Stiefels liegenden Dorfschaft Pango-Pango. Dort begegneten wir zwei Mormonen-Missionen und ließen uns von ihnen für den folgenden Tag einen Jungen gegen Zahlung eines Dollars = 4 Mk. als Führer nach

Digitized by Google

der an der Nordküste Tutuilas gelegenen Massacre-Bai zuerteilen, in der im Jahre 1787 verschiedene Mitglieder der La Pérouseschen Expedition getötet worden waren. Dann machten wir einen Spaziergang durchs Dorf, in dem es ungemein lebhaft zuging. In allen Häusern saßen beurlaubte Mannschaften des „Bussard", mit den Dorfschönen schäkernd, sich an Kokosnüssen labend und gegen ausgediente Uniformstücke und Tabak alle möglichen samoanischen Kuriositäten eintauschend. Auch wir erstanden einige hübsche Trinkschalen, Tapa-Decken, Halsketten aus Muscheln, zierliche Holzkämme und alten Modellen nachgebildete, heute ausschließlich für den Verkauf an Fremde gearbeitete, effektvoll geschnitzte Holzkeulen.

Als wir an Bord zurückkamen, fanden wir dort gleichfalls den Handel in vollstem Schwunge. Der „Bussard" war von unzähligen Kanus und Booten umdrängt, und auf Deck sah es aus wie auf einem Jahrmarkt. Offiziere und Mannschaften handelten mit alten abgelegten Kleidungsstücken, als seien sie sämtlich auf dem seligen Mühlendamm in Berlin oder dem Steinweg in Hamburg groß geworden, und machten, das muß ihnen der Neid lassen, glänzende Tauschgeschäfte. Ich sah Kava-Bowlen, die sonst nicht unter zehn bis fünfzehn Dollars feil waren, gegen die schäbigsten blauen Röcke, für die kein Trödeljude mehr als

Digitized by Google

drei Mark gezahlt haben würde, fortgehen und bedauerte nichts lebhafter, als daß ich nicht einige meiner abgelegten Husarenattilas bei mir hatte, mit denen ich sicherlich sämtliche Konkurrenten spielend hätte aus dem Felde schlagen können. Umsonst bot ich alle Kleider, die ich auf dem Leibe trug, für eine besonders schöne Kavabowle, man würdigte nur Jacken und Westen mit Metallknöpfen und Gold- und Silberbesatz, mochte dieser auch noch so grünlich, schwärzlich oder rötlich angelaufen sein.

Derartige kleine Ereignisse sind die Lichtbilder in dem sonst so geregelten einförmigen Leben unserer Marineleute, die bei solchen Gelegenheiten alle Entbehrungen vergessen und sich als die glücklichsten Menschen unter der Sonne fühlen. Beim Abendessen war der französische Missionar unser Gast, und eine wahre Freude war es zu sehen, wie dem Manne die Speisen und Weine des Kommandanten schmeckten. Gegen jedes neu eingeschenkte Glas protestierte er auf das entschiedenste, um es trotzdem im nächsten Augenblick zu leeren und sich's unter wiederholtem Protest von neuem füllen zu lassen.

Der herrschenden Schwüle wegen verbrachte ich die Nacht auf Deck und war schon vor Sonnenaufgang wieder munter. Köstlich war das Erwachen des jungen Tages. Lautlose Stille herrschte ringsum,

Digitized by Google

kein Lufthauch kräuselte die in durchsichtiger Klarheit daliegende Wasserfläche, in der sich die umliegenden, im zartesten Grün prangenden Höhen wiederspiegelten. Allmählich wurde es in den Wäldern lebendig, Vogelstimmen erschallten, das Gurren der wilden Taube ließ sich vernehmen, und auch die Menschen schienen sich teilweise den Schlaf aus den Augen gerieben zu haben, wenigstens sah ich verschiedene Leute ihre Kanus ins Wasser schieben und vom Ufer stoßen. Plötzlich wurde die Stille durch das Schlagen einer Holztrommel unterbrochen. Wir hatten Sonntag, und die Eingeborenen wurden auf diese Weise zur Frühmesse gerufen. An Bord eines Kriegsschiffes wird auch an Sonntagen nicht gerastet, und nachdem fast sechs Tage lang gescheuert worden ist, erhält am siebenten das Messingzeug seine letzte Ölung, bis alles blitzt und blinkt, daß man am liebsten eine Schneebrille aufsetzen möchte. Dieses infame Messingzeug! Wie oft hat mich das schon geärgert. Ist es geputzt, so blinkt es, und ist es schmutzig, so stinkt es, und schmutzig ist es der Regel nach schon wieder eine halbe Stunde nach dem Putzen.

Sobald wir gefrühstückt hatten, ließen Kapitän Scheder und ich uns in Pango-Pango an Land setzen und machten uns dann mit unserem Führer auf den Weg nach der Massacre-Bai. Schokra und der

Digitized by Google

Burſche des Kapitäns, ein baumlanger Holſteiner, begleiteten uns.

Anfangs führte der Weg durch Bananenhaine, ſpäter auf ſteinigen Pfaden ſteil bergan durch niederen, aber dichten Wald, bis wir in einer Höhe von etwa 800 Fuß einen Bergrücken überſchritten hatten und von hier ab auf noch ſteileren Pfaden zu dem an der Nordſeite der Inſel gelegenen Dorfe Fangaſar hinabklettern mußten. Wir fanden das Dorf recht anſehnlich und raſteten eine Weile in einem Hauſe, in welchem einige zwanzig Männer am Boden hockten und zuſchauten, wie vier ihrer Kollegen Kavawurzeln kauten und die gekaute Maſſe in einer Bowle ſammelten. Erſt als dieſe, ſonſt den Jungfrauen überlaſſene Arbeit verrichtet war, erſchienen einige mit bunten Baſtſchürzen bekleidete Dämchen, um die weitere Zubereitung des Getränkes in die Hand zu nehmen.

In der Vorausſetzung, daß man uns zum Koſten der Kava einladen würde, ergriffen Kapitän Scheder und ich rechtzeitig die Flucht und wanderten zu einem Nachbardorfe, in dem es uns mit vieler Mühe gelang, für 2 Dollars ein Boot zu mieten, welches uns nach der Maſſacre-Bai bringen ſollte.

Nach etwa dreiviertelſtündigem Rudern langten wir daſelbſt an und fanden ein kleines Dorf mit Kirche und vor derſelben das von eiſernem Gitter umgebene

Digitized by Google

gemauerte Grab der hier gefallenen Franzosen. Eine Bronzeplatte trägt die Inschrift:

Morts pour la Science et la Patrie
le 11 Decembre 1787
„Astrolabe"
Vicomte de Langle Commandant
(folgen die Namen von sechs Matrosen)
„Boussole"
M. de Lamanon Docteur
(folgen die Namen dreier Matrosen.)

Im Dorfe selbst gab es weiter nichts von Interesse zu sehen, so daß wir nach kurzem Aufenthalte die Rückfahrt antraten.

Schon in Pango-Pango und im Dorf Fangafar war uns aufgefallen, daß die Eingeborenen Tutuilas sich gegen uns weit weniger bescheiden und liebenswürdig zeigten, als wir es sonst von den Samoanern gewohnt waren. Auch unsere Ruderer hatten sich uns gegenüber in wenig respektvoller Weise benommen. Einen Vorfall wie den nachstehend geschilderten hatte ich indessen in Samoa für geradezu unmöglich gehalten:

Ich hatte ein am Horizonte auftauchendes Schiff durch mein Fernglas beobachtet und dann letzteres einem der Ruderer auf seinen Wunsch überlassen. Als er mir dasselbe zurückreichte, bedeutete mir ein

Digitized by Google

anderer unserer Leute, daß auch er durch das Glas zu sehen wünsche, was ich ihm, da er mit einer widerlichen Hautkrankheit behaftet war, in freundlicher Weise abschlug. Aus seinem anfänglich wenig bescheidenen Bitten wurde aber bald ein kategorisches Fordern, und als er damit kein Glück hatte, sprang er wutentbrannt auf, ergriff eine neben ihm liegende schwere Holzkeule und rief, dieselbe schwingend und auf mich losstürzend: „You like to fight Samoan?“

Solche Lagen, in denen man nichts gewinnen und viel verlieren kann, wenn man nicht bewaffnet ist, sind unter allen Umständen peinlich. Man thut am besten, zu heucheln, daß man sie humoristisch auffasse, irgend eine scherzhafte Bemerkung zu machen und auf diese Weise zu versuchen, sich mit Anstand aus der Affaire zu ziehen, was mir denn auch in diesem Falle, wie schon in manchem anderen, glücklicherweise wieder einmal gelang. Gerade so gut aber hätte die Sache schief gehen und die Massacre-Bai auch für uns eine solche werden können; denn die Genossen des Keulenschwingers machten mir nicht den Eindruck, als seien sie geneigt, in einem etwaigen Kampfe für uns Partei zu nehmen.

Ob dieser auffällige Mangel an Achtung vor dem Europäer noch eine Folge der vor über hundert Jahren geschehenen Niedermetzelung der Franzosen

Digitized by Google

ist, oder ob die den Hafen von Pango-Pango des öfteren anlaufenden amerikanischen Handels- und Kriegsfahrzeuge den weißen Mann in Mißkredit gebracht haben, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls läßt sich nicht leugnen, daß die Bevölkerung Tutuilas dem Europäer gegenüber eine wesentlich andere Haltung zur Schau trägt, als diejenige der übrigen Inseln der Gruppe.

Frömmigkeit und Unverschämtheit scheinen hier Hand in Hand zu gehen, denn nirgendwo im samoanischen Reiche sah ich so viele Eingeborene mit Bibeln unter dem Arme umherlaufen, wie auf Tutuila. Daß mir mein Schnupftuch aus der Tasche gestohlen wurde, erwähne ich nur nebenbei. Ermüdet langten wir gegen zwei Uhr wieder in Pango-Pango an, fuhren, nachdem wir uns zuerst noch in einem Flußbade erfrischt hatten, an Bord zurück und dampften eine Stunde später zum Hafen hinaus, heimwärts nach Apia.

Nur zwei Tage duldete es mich in der Hauptstadt. Der ganze Zuschnitt des Lebens, der Verkehr der Europäer unter einander waren nicht nach meinem Geschmack, und so benutzte ich denn die erste sich mir bietende Gelegenheit, mich wieder nach Mulifanua zu begeben und von dort aus von dem mir zur Verfügung gestellten Sameaberge Besitz zu ergreifen.

Daß mir das Leben in Apia nicht gefiel, ist gewiß

Digitized by Google

zum größten Teile meine eigene Schuld. Ich bin ein Freund behaglicher Geselligkeit und hasse die in Apia beliebten Völkerfeste, zu denen man „zu Bier und Tanz“ eingeladen wird, was ungefähr so viel heißt, daß man zu einer möglichst großen Festlichkeit mit möglichst geringen Ansprüchen erscheinen soll. Ich bin so eine Art gesellschaftlichen Vampyrs und ziehe es vor in der Unterhaltung wenige Menschen gründlich auszusaugen, als flüchtig an Dutzenden zu nippen.

Häuser, in denen man, ohne zu stören, jederzeit in die Suppe fallen kann, habe ich außer dem Hause des Präsidenten Schmidt in der Samoanischen Königsstadt nicht kennen gelernt, und das Wort „ungebetene Gäste sind die besten“ hat für Apia keine Gültigkeit. Hieraus den Hausfrauen einen Vorwurf zu machen, liegt mir jedoch fern. Es ist kein Vergnügen, Gäste bei sich zu sehen, wenn man ihretwegen erst eine halbe Stunde lang in Küche und Keller herumhantieren muß, um am Ende dennoch zu sehen, daß die Speisen verbrannt oder versalzen auf den Tisch kommen, daß der Diener — irgend so ein frisch eingeführter junger Menschenfresser — den Rheinwein mit dem Kognak verwechselt, den Daumen in die Suppe tunkt, wenn er sie herumreicht, hinter dem Rücken der Gäste den Staub von den Tellern bläst und ihnen die Sauce anstatt von vorn, von hinten in den Hals gießt. Auch bei dem

Digitized by Google

Gaste läßt solch ein Jüngling, trotz seines meist auf eine bei dem Herrn des Hauses standesgemäß verlebte Jugend zurückblickenden gestärkten Oberhemdes und trotz einer gewissen affenähnlichen Tappsigkeit, eine humoristische Auffassung der Situation kaum aufkommen.

Wie leicht wird das Ausüben der Gastfreundschaft dagegen den in Indien oder China lebenden Europäern gemacht! Man sagt einfach seinem Diener, daß man am Abend so und so viele Gäste erwarte, worauf er „all right Sir“ antwortet und höchstens fragt, ob Sekt gereicht werden solle oder nicht. Ist er ein Chinese, so erkundigt er sich, ob es ein „big dinner number one“ oder „number two“ sein soll. Kommt man dann abends nach Hause, so findet man die Tafel in einer Weise gedeckt, als gälte es die Beherrscher aller europäischen Großmächte zu bewirten. Unter einem Flor von Blumen und Farren sind sämtliche vom Dhobi in das Tischtuch gewaschene Löcher begraben und in der Mitte prangt ein kostbarer Tafelaufputz, den irgend ein Nachbar, den man möglicherweise gar nicht einmal kennt, im letzten Rennen in Kalkutta, Simla oder Gott weiß wo gewonnen hat. Auch die allerliebsten, in Burma gearbeiteten silbernen Salzfäßchen erscheinen uns fremd, aber wir forschen nicht, wie uns solcher Glanz in unsere Hütte kommt.

Digitized by Google

Der Mann, der diese Schätze herbeigezaubert hat, steht in seinem weißen Gewande mit bunter Schärpe, einen riesenhaften Turban auf dem Kopfe, da wie eine Figur aus dem Panoptikum und beantwortet unsere Frage, ob alles in Ordnung sei, ohne eine Miene zu verziehen. Die Gäste kommen, für je zwei derselben ist mindestens ein Diener vorhanden, und die Leute verrichten ihren Dienst mit geisterhafter Geräuschlosigkeit und solcher Aufmerksamkeit, daß der Wirt nicht einmal nötig hat, acht zu geben, ob die Gläser seiner Gäste auch stets von neuem gefüllt werden.

Alles das ist genau genommen am Ende noch keine Hexerei. Eine solche beginnt erst, wenn man ohne vorherige Anmeldung ein halbes Dutzend Gäste mitbringt, oder wenn anstatt der geladenen sechs die doppelte Anzahl erscheint.

Die in Europa übliche Entschuldigung: „Wir würden Sie ja so gern bitten, zu Tische zu bleiben, aber wir sind nur auf so und so viel Personen eingerichtet" bekommt man in Indien nicht zu hören. Auf irgend eine geheimnisvolle Art werden die für sechs Menschen berechneten Gerichte so in die Länge gezogen, daß auch zwölf damit gesättigt werden, und fürchtet der „Butler", daß z. B. der Pudding nicht reichen würde, falls er die Gäste sich selbst bedienen ließe, so setzt er vor jedem den auf ihn entfallenden Teil nieder.

Digitized by Google

Ist Besuch überhaupt unerwartet gekommen, so werden einige Konserven geöffnet, vielleicht auch beim Nachbarn bereits herumgereichte Schüsseln zu Hilfe genommen, ebenso wie etwa fehlende Messer, Löffel, Gabeln, Gläser irgendwo requiriert werden, und alles verläuft so glatt, daß von einem Gefühl, als störe man auch nur im geringsten den gewöhnlichen Gang der Dinge, nicht die Rede sein kann. Hinter die Kulissen darf man freilich nicht gucken; namentlich in der Küche thut man wohl, beide Augen zuzudrücken, was übrigens auch in europäischen Hotelküchen, wie man mir sagt, ratsam sein soll. Ich selber kann jedoch, da ich in Europa als Forschungsreisender noch nicht aufgetreten bin, über diesen Punkt nicht urteilen.

Es ist eben eine häufige Erscheinung nicht nur bei Reisenden, sondern auch bei anderen Menschen, daß sie sich für das Fernliegende eher interessieren als für ihre nächste Umgebung. Erst kürzlich traf ich mit einem die Welt umkreisenden Landsmann zusammen, der „mit Nutzen" reiste, d. h. das Notizbuch beständig in der Hand hielt und alles aufschrieb, was er sah und hörte. Der Mann wußte vieles und wollte alles wissen. Auf Wochen und Tage konnte er die Dauer der Trächtigkeit eines Elefantenweibchens angeben, er wußte, wie lange das Schnabeltier zur Ausbrütung seiner Eier gebraucht, auf welchen

Digitized by Google

Kammerton die siamesischen Moskitos gestimmt sind, und wer der Erbauer jedes einzelnen Tempels gewesen. Dabei hatte er natürlich keine Ahnung, wie lange das deutsche Mutterhuhn, genannt „die Henne", auf den Eiern sitzen muß, bevor der Hahn Vaterfreuden erleben kann, und wer beispielsweise — er ist Spreeathener — der Schöpfer des bekanntesten Bauwerks seiner Vaterstadt, des Brandenburger Thores, war. Für gleich unwissende Leser sei übrigens bemerkt, daß das Huhn 21 Tage brütet, und daß der betreffende Baumeister sich Langhans nannte.

Doch ich sehe mit Schrecken, daß ich wieder einmal vom hundertsten ins tausendste komme, anstatt bei meinem Freunde, dem indischen Koch zu verweilen. Derselbe ist ein — verzeihen Sie das harte Wort — Ferkel. Ich habe nicht immer beide Augen zugedrückt, habe ihn gelegentlich sogar aufmerksam beobachtet und glaube ihn und seine Gewohnheiten leidlich zu kennen. Eine Wonne ist es nicht Zeuge zu sein, wie er abwechselnd mit den Fingern den Docht einer qualmenden Öllampe putzt und in den Speisen herumfährt, wie er den seines Kopfes beraubten Hahn so lange auf dem Flur herumspringen läßt, bis er verendet ist, um ihn dann zur Erleichterung des Rupfens mit samt den Federn abzubrühen, und zwar in demselben Wasser abzubrühen, in dem gerade die Kar-

Digitized by Google

toffeln kochen. Seine Töpfe reinigt er selten und — beinahe möchte ich sagen — selbst dann nicht, so daß man den Hunden und Katzen gar nicht dankbar genug dafür sein kann, wenn sie ihm diese Arbeit, soweit die Innenseite der Töpfe in Frage kommt, zuweilen abnehmen. Daß aber auch die Außenwand eines Topfes gereinigt werden könne, das erscheint dem indischen Koche überhaupt unmöglich. Nach alledem ist es kein Wunder, daß ein solcher Kasserollenheld eine deutsche Hausfrau zur Verzweiflung treiben kann. Aber alles Verzweifeln nützt nichts, es schadet nur der Gesundheit der Verzweifelnden, und sie thut daher am besten, sich alle Reformationsgedanken von vornherein aus dem Kopfe zu schlagen und sich damit zu trösten, daß auch in Deutschland nicht alle Köchinnen Engel sind.

Der chinesische Koch ist ein wahrer Ausbund an Reinlichkeit im Vergleich zu seinem indischen Kollegen. Seine besonderen Liebhabereien aber hat auch er. Mir fällt dabei eine allerliebste Geschichte ein, die, wenn ich nicht irre, in Singapore spielt. Eine Dame hat, des ewigen Ärgers über ihren indischen Koch müde, sich einen Chinesen kommen lassen und rühmt nun ihren Gästen gegenüber die Ordnungsliebe und Sauberkeit des Mannes.

„Sie machen sich", sagte die Dame, „keinen Begriff

Digitized by Google

davon, wie allerliebst es jetzt in meiner Küche aussieht. Sie sollten sich dieselbe wirklich heute abend einmal ansehen.“ Etwa eine Stunde nach dem Essen zieht denn auch die ganze Gesellschaft in die Küche. An den Wänden hängen und stehen in Reih und Glied die Kessel, Pfannen und Töpfe, alles glänzt und funkelt, wie in einem holsteinischen Bauernhause und auf dem Küchenschemel sitzt, nur mit dem Allernotwendigsten bekleidet, John Chinaman und wäscht sich die Füße — — in der Suppenterrine.

Der Leser sieht daraus, daß man, wenn man will, überall in der Welt seine Sorgen mit den Dienstboten haben kann. In Indien und China aber lebt man dabei wenigstens angenehm, wohingegen man das in Samoa nicht thut, ohne auf der anderen Seite trotz aller Aufsicht und Topfguckerei die geringste Garantie dafür zu haben, daß der eingeführte Menschenfresser sich in der Küche nicht die gleichen Scherze erlaubt, wie seine indischen und chinesischen Kollegen.

Ungefähr vierzehn Tage verbrachte ich schreibend, lesend oder in dem dolcesten far niente auf dem Sameaberge. Bett, Tisch, Stühle und was sonst zu einem einfachen Haushalt gehört, führe ich stets mit mir. Schokra ist ein talentvoller und dabei wirklich sauberer Koch, so daß ich mich, wo immer mir ein Dach zur Verfügung gestellt wird, schnell at home

Digitized by Google

fühle. Trotz alledem würde mir in meiner Einsiedelei doch manches gefehlt haben, wenn nicht Herr Krüger und der Leiter einer benachbarten Pflanzung, Herr Düsterdiek, mir nebenbei unzählige Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten erwiesen hätten. Ersterer hatte nicht nur mir, sondern auch Schokra ein Reitpferd zur Verfügung gestellt, und von Herrn Düsterdiek erhielt ich täglich frische Kuhmilch, Eier und andere Lebensmittel. Außerdem kamen beide Herren oft gegen Abend zum Besuch und holten mich zu einem Spazierritt ab. Auch einen Ausflug nach den Inseln Apolima und Manono unternahmen wir gemeinschaftlich in einem der Boote der Plantagengesellschaft.

Auf beiden Inseln wurden wir freundlich empfangen, und auf Manono, wo unser Besuch vorher angemeldet worden war, sogar in dem uns zu Ehren festlich geschmückten, unmittelbar am Ufer gelegenen Gasthause großartig bewirtet. Kaum hatten wir, der Einladung einiger Dorfältesten folgend, auf den ausgebreiteten Matten Platz genommen, als vier allerliebste junge Mädchen antraten, sich uns gegenüber setzten und sich der Kavabereitung mit Eifer zu widmen begannen. Das Kauen wurde mit aller Gründlichkeit betrieben, so daß mindestens eine Stunde verging, bevor mir die erste Schale gereicht wurde. Mit Schaudern setzte ich sie an die Lippen und konnte mir dabei eine leb-

Digitized by Google

haste Vorstellung davon machen, wie dem alten Sokrates zu Mute gewesen sein mag, als er den Schierlingsbecher leerte.

Die Kava wird stets vor dem Mahle, nicht aber während desselben getrunken, und ihr Genuß in größeren Mengen soll ein angenehmes Mattigkeitsgefühl in den Beinen erzeugen. An mir selber habe ich diese Wirkung nicht festgestellt, kann jedoch andererseits bezeugen, daß der Genuß selbst geringer Mengen für mich wohlbekannte Erscheinungen im Magen im Gefolge hatte. Ich erhob mich daher, schlug mich seitwärts in die Büsche und sah mir im Kochhause die Vorbereitungen zu unserem Mahle an, um erst mit den aufgetragenen Speisen wieder auf dem Platze zu erscheinen.

Hier fand ich den Tisch bereits gedeckt, d. h. man hatte einige Bananenblätter über die Matten gebreitet, auf denen nunmehr die einzelnen Gerichte, ein im ganzen geröstetes Spanferkel, Hühner, Waldtauben, Fische, Brotfrüchte und anderes mehr gleichzeitig niedergelegt wurden. Mit untergeschlagenen Beinen setzten wir uns zur Tafel, und der Schmaus begann. Unsere Wirte nahmen an demselben nicht teil, sondern bedienten uns und unterwiesen uns in der Kunst faa Samoa zu essen. Eßbestecke fehlten natürlich, und wir hatten uns der uns von Gott mit auf die Welt

Digitized by Google

gegebenen fünfzinkigen Gabel, im Französischen „la main“ genannt, zu bedienen, mit der, wie den meisten Lesern bekannt sein dürfte, auch unsere Vorfahren noch bis Ende des 17. Jahrhunderts gegessen haben.

Das Ferkel wurde mit einem scharfen Bambussplitter hinten und vorn aufgeschlitzt, dann mit den Händen zerlegt und ließ an Wohlgeschmack nichts zu wünschen übrig. Auch die anderen Speisen schmeckten vortrefflich, obgleich sie ohne Salz oder irgend ein anderes Gewürz zubereitet waren.

Als eine neben mir sitzende Samoanerin sah, daß ich mich vergeblich bemühte, das in seinem Aggregatzustande an blanc manger erinnernde, aus Kokosnußfleisch bereitete Fai-ai mit den Fingern zum Munde zu führen, nahm sie ein Stückchen gerösteter Brotfrucht, fischte damit den Brei aus der Bananenbüte und fing an mich zu füttern. Ich fraß aus der Hand, wie ein gezähmtes Eichkätzchen, bis ich dachte, daß es genug sei des grausamen Spiels. Zum Schluß reichte man uns Wasser zum Reinigen der Hände und junge Kokosnüsse zum Löschen des Durstes. Dann wurde die Tafel aufgehoben, und das, was wir übrig gelassen hatten, von unseren Wirten verzehrt. Die Dame, die mich so liebevoll gefüttert, nahm, sobald sie sich von der Tafel erhoben hatte, meinen Kopf in ihren Schoß und massierte denselben. Nichts ist mir angenehmer, als wenn mir

Digitized by Google

jemand den Kopf kraut — ich bin in dieser Hinsicht der reine Kakadu — aber die Hände der oder des Kraulenden dürfen nicht, wie es hier der Fall war, nach Schweinefett riechen. Ich entzog daher dem Schoße der liebenswürdigen Dame meinen Kopf und streckte ihr dafür die Beine entgegen, worauf sie zu meinem Leidwesen, allem Anscheine nach ein wenig verschnupft, zur Seite rückte.

Nachdem Tisch und Speisereste fortgeräumt waren, erschienen mit Gesang und Händeklatschen zwei mit Schürzen aus den goldigroten Blättern der Dracaena terminalis bekleidete und mit Blumen geschmückte junge Mädchen in Begleitung eines schlank wie eine Arekapalme gewachsenen, laubbekränzten, ölglänzenden Jünglings, und der Siva begann. Es wurde nur kurze Zeit, dafür aber mit um so größerem Feuer getanzt, ohne daß dabei die Grenzen des Anstandes überschritten wurden. Hiermit war die letzte Nummer des Festprogramms erledigt, und nun hielt ein älterer Herr eine längere Rede, in der uns für die dem Dorfe durch unser Kommen erwiesene große Ehre gedankt und unsere Verzeihung dafür erbeten wurde, daß man uns nicht besser bewirtet und unterhalten habe.

Herr Krüger gab als Erwiderung die vorschriftsmäßige Versicherung ab, daß die Ehre ganz auf unserer Seite läge, und daß die Speisen das Beste gewesen seien,

Digitized by Google

was wir je im Leben gekostet hätten. Darauf wurden die von uns mitgebrachten Geschenke, ein Fäßchen Salzfleisch, einige Stücke Baumwollenzeug und Stangentabak ausgeteilt, oder vielmehr nach samoanischem Gebrauch den Beschenkten hingeworfen, wir verabschiedeten uns und unternahmen einen Rundgang um die Insel, die in der neueren samoanischen Geschichte insofern eine Rolle spielt, als hier im Jahre 1893 die von Mataafa geführten Rebellen sich den unter dem Schutze der europäischen Kriegsschiffe landenden Malietoaleuten ergeben mußten. Mataafa wurde nach den Marschallinseln deportiert, und für einige Wochen herrschte wirklich einmal Friede in Samoa.

Die Spuren des Krieges sind auch heute noch auf Schritt und Tritt in Gestalt lose aufgeschichteter Steinwälle, umgehauener Palmen und niedergebrannter Wohnstätten zu erkennen. Die Insel hat einen Umfang von gegen 8 Kilometer, und ihre Bewohner — fast ausschließlich Protestanten — scheinen außerordentlich fromme Christen zu sein, denn an Kirchen ist ein solcher Überfluß vorhanden, daß auf je 50 Einwohner ein Gotteshaus entfallen dürfte. Auch eine französisch-katholische Mission ist vorhanden, doch hat sie bisher nur ganz geringe Erfolge aufzuweisen.

Ebenso reich wie an Kirchen ist Manono auch an alten Häuptlingsgräbern, großen, auf rechtwinkliger

Digitized by Google

oder oblonger Basis aufgeführten, etwa 3 Fuß hohen Steinhaufen, in deren Mitte sich ein kleiner Kubus aus losen Steinen erhebt. Heute werden solche Grabmäler meist aus Mauerwerk hergestellt, falls man nicht nach europäischem Vorbilde aufrecht stehende Denkmäler mit Inschriften, Daten und frommen Sprüchen errichtet. Friedhöfe kennen die Samoaner nicht, sie begraben ihre Toten zumeist irgendwo in der Nähe der Wohnstätten. Über den Gräbern Verstorbener von gewöhnlichem Range werden kleinere Steine zusammengehäuft, und diese Steinhaufen neuerdings vielfach mit den von Europäern geleerten Wein-, Bier- und Branntweinflaschen eingefaßt.

Wenige Tage nachdem ich mich als Einsiedler auf dem Sameaberge niedergelassen hatte, ging mir durch Vermittelung eines seit 36 Jahren im Lande lebenden französischen Missionars aus dem Lager der Aanapartei die Nachricht zu, daß der Rebellenchef, Königssohn und Thronprätendent Tamasese den lebhaften Wunsch hege, mich zu begrüßen, und daß er, falls ich in eine Zusammenkunft mit ihm einwilligen sollte, bereit sei, mir im Stationshause von Mulifanua seine Aufwartung zu machen.

Anfangs glaubte ich an ein Mißverständnis oder einen schlechten Scherz; denn daß Tamasese tollkühn genug sein würde, mich in Feindesland aufzusuchen

und gerade in Mulifanua, in dessen Nähe die Regierungstruppen lagerten, und wo ein steter Verkehr der Malietoaleute stattfand, von denen jeder einzelne keinen größeren Ehrgeiz kannte, als den, das Haupt des Rebellenchefs an den Stufen des Thrones niederzulegen, das kam mir gar zu unwahrscheinlich vor. Als indessen Herr Krüger mir allen Ernstes erzählte, daß ich es durchaus nicht mit einer Spekulation auf meine Leichtgläubigkeit zu thun habe, vielmehr Tamasese darauf brenne, mir sein Herz auszuschütten, ließ ich dem jungen Königssohn zurückmelden, daß ich jederzeit zu einer Zusammenkunft, die nicht meinen, leicht aber seinen Kopf kosten könne, bereit sei, ihm hingegen die Verantwortung für sein gewagtes Unternehmen überlassen müsse.

Schon am folgenden Nachmittag kam ein Bote auf den Sameaberg gesprengt und meldete, Tamasese sei in Mulifanua eingetroffen und erwarte mich.

Eine halbe Stunde später schwang ich mich vor dem Hause des Herrn Krüger aus dem Sattel. Etwa 40 mit Laubgewinden bekränzte Krieger, das Haupt mit weißen Tüchern, dem Abzeichen ihrer Partei, umwunden, um die Hüfte den gefüllten Patronengürtel, hockten, die Büchse im Arm oder neben sich auf den Boden stützend, im Halbkreise um die Veranda, auf der Tamasese mit einigen Häuptlingen Platz genommen

Digitized by Google

hatte. Sobald er mich erblickte, erhob er sich, kam mir entgegen und reichte mir die Hand zum Gruße, welchem Beispiele die Häuptlinge folgten. Nach Austausch einiger höflicher Redensarten machten wir es uns bequem, und bald saß ein jeder vor einem mit Pschorrbräu gefüllten Maßkrug. Als ich Tamasese zutrank, erhob er seinen Krug, sagte „manya", was unserem „Prosit" entspricht, und kam mit der Bierehrlichkeit eines alten Korpsstudenten nach. Er ist gegen 30 Jahre alt, eine ungemein stattliche Erscheinung, annähernd 6 Fuß hoch, und bis auf seine über Gebühr großen Füße tadellos gebaut.

Man kann sich denken, daß ich mir die günstige Gelegenheit, den berühmten Rebellenchef gründlich auszufragen, nicht entgehen ließ. Er war jedoch mit seinen Antworten, soweit die Absichten seiner Partei in Frage kamen, äußerst zurückhaltend. Um so freieren Lauf ließ er seinen feindschaftlichen Gefühlen gegen Malietoa und erklärte, obgleich man des langen Haderns müde sei, könne doch von Frieden nicht eher die Rede sein, als bis der gegenwärtige Herrscher beseitigt und eine neue Königswahl vorgenommen worden sei.

Mit großer Entschiedenheit sprach er sich gegen die seiner Aussage nach auf 2 Dollar erhöhte Kopfsteuer aus. Als ich ihn daraufhin fragte, ob er dafür sei, daß alle erwachsenen arbeitsfähigen Männer anstatt

Digitized by Google

der Geldsteuer für jeden Dollar einen Tag Wegebauarbeit leisteten, meinte er: „Nein, in Samoa ist nichts unpopulärer als Arbeit.“ Einen Dollar wolle man jährlich bezahlen, mehr aber keinen Cent. Wenig Interesse bekundete er für den Bau einer fahrbaren Straße um die ganze Insel Upolu und sonstige Wegebauten.

Nachdem er sich mit einem tüchtigen Schluck Mut getrunken hatte, ließ er mich fragen, ob er eine Rede halten dürfe. Dann erhob er sich und versicherte, seine Partei sei von jeher der Deutschen Freund gewesen und sehe auch jetzt nur eine Lösung der samoanischen Frage, nämlich die Erklärung deutscher Oberhoheit über die Inselgruppe. Man sei bereit, an dem Tage, an welchem die deutsche Flagge über Samoa gehißt würde, die Waffen nicht nur niederzulegen, sondern auch abzuliefern, vorausgesetzt, daß diese Ablieferung eine allgemeine sei. Weder mit England und den Vereinigten Staaten, noch mit Neuseeland wolle man etwas zu thun haben. Deutschland sei von jeher der Freund seiner Familie gewesen, und auf den deutschen Kaiser setze er jetzt seine ganze Hoffnung. Ob ich nicht dafür Sorge tragen könne, daß der Wunsch seiner Partei bald erfüllt und Samoa deutsch werde.

Ich sprach mein lebhaftes Bedauern darüber aus, in dieser Frage eine Entscheidung nicht herbeiführen zu können, versicherte aber gleichzeitig, daß sein Wunsch

Digitized by Google

auch der meine, daß Deutschland jedoch an Verträge gebunden sei und ohne den guten Willen der Engländer und Amerikaner die alleinige Schutzherrschaft nicht übernehmen könne. Dann forderte ich ihn und seine Begleiter auf, mit mir auf das Wohl Sr. Majestät des Kaisers zu trinken.

Kaum hatten wir die Krüge an die Lippen gesetzt, als die vor der Veranda hockenden Krieger wie elektrisiert aufsprangen und in großer Erregung einige von Apia kommende Boote beobachteten. Waren es Kriegsboote der Malietoapartei, so konnte die Sache unangenehm werden, denn höchst wahrscheinlich würden die Leute Tamaseses, trotzdem sie jeden Augenblick Gefahr liefen, auch von der Landseite aus umzingelt zu werden, leichtsinnig genug gewesen sein, von der Station aus das Feuer auf ihre Feinde zu eröffnen. Ob in diesem Falle die Malietoaleute noch an eine Neutralität der Station geglaubt und die Beamten der Handelsgesellschaft als unverletzlich betrachtet haben würden, erscheint mir mehr als zweifelhaft. Glücklicherweise stellte es sich heraus, daß die Boote friedlichen Zwecken dienten, man beruhigte sich wieder, und Tamasese ließ eine riesenhafte Kavawurzel, die er für mich mitgebracht hatte, herbeiholen, um sie mir feierlichst als Freundschaftszeichen zu überreichen.

Mit allem mir zu Gebote stehenden Anstand nahm

Digitized by Google

ich dieses königliche Geschenk entgegen und schleuderte es dann auf Anraten des Herrn Krüger, der mit den Landesgebräuchen wohl vertraut ist, den in der Nähe sitzenden Kriegern zu, was ich sicher unterlassen haben würde, hätte ich die Folgen vorher geahnt. Man machte sich nämlich unverweilt an die Bereitung des mir verhaßten Nationalgetränks. Und als nach einer halben Stunde durch Händeklatschen kund gethan war, daß das große Werk gelungen sei, überbrachte man mir die erste Schale. Um unserem hohen Gaste und Wurzelspender die gebührende Ehre anzuthun, durfte ich mich nicht mit bloßem Nippen begnügen, sondern mußte einen tiefen Trunk thun. Noblesse oblige dachte ich und trank, bis mir die Augen übergingen, um mich dann schleunigst hinter meinen Bierkrug zu flüchten und den Gott zu preisen, der neben dem Piper methystieum auch Gerste, Malz, Hopfen und bayrische Bierbrauer wachsen ließ.

Erst mit Eintritt der Dunkelheit brach der schneidige junge Königssohn mit seinem malerischen Gefolge auf, nicht ohne mich dringend eingeladen zu haben, ihn an einem der nächsten Tage in seinem vier Stunden entfernten befestigten Lager, in das er jetzt auf geheimnisvollen Pfaden zurückkehrte, zu besuchen. Dieser Einladung würde ich zweifellos Folge gegeben haben, wäre nicht schon am nächsten Morgen ein Ereignis

Digitized by Google

eingetreten, durch welches die Deutschfreundlichkeit der Rebellenpartei eine arge Erschütterung erleiden mußte.

Die Insel Upolu zerfällt in die Distrikte Tuamasanga, Aana und Atua. In dem ersteren, in dem auch Apia liegt, stehen die Regierungstruppen, in den beiden letzteren die Rebellen. Atua liegt östlich von Aana, westlich von Tuamasanga.

Die in Samoa stationierten Kriegsschiffe hatten sich bisher beobachtend verhalten und waren nur hier und da vermittelnd, beziehungsweise einen Druck ausübend aufgetreten. Ihre Instruktionen lauteten, nur dann energisch in den Lauf der Dinge einzugreifen, wenn Leben und Eigentum von Europäern gefährdet seien. Nach dieser Instruktion hätte ein solches Eingreifen schon seit langem auf Grund der massenhaften Nußdiebstähle in den Gesellschaftspflanzungen erfolgen können, da das aber nicht geschehen war, glaubten die Rebellen, daß, so lange sie den Europäern kein körperliches Leid zufügten, sie auch ihrerseits von den Kriegsschiffen keine ernstliche Belästigung zu erwarten hätten. Da verbreitete sich plötzlich wie ein Lauffeuer die Kunde über die Insel, daß die englische „Curacao" und der deutsche „Bussard" das Lager der Atua-Rebellen beschossen und die später nach Saluafata geflüchteten Truppen dort zur Ablieferung von hundert Gewehren und zur Unterwerfung unter den von den

Digitized by Google

Vertragsmächten eingesetzten König Malietoa gezwungen hätten. Nichts war natürlicher, als daß nunmehr alle Welt erwartete, die Kriegsschiffe würden in gleicher Weise gegen die Aana-Rebellen vorgehen und von Tamasese dasselbe verlangen, was sie von dem Chef der Atualente gefordert hatten.

Unter diesen Umständen glaubte ich auf keinen allzu enthusiastischen Empfang im Lager Tamaseses rechnen zu dürfen und nahm von dem geplanten Besuche Abstand. Statt dessen machte ich mich eines schönen Morgens in Begleitung von Herrn Düsterdieck auf den Weg zu dem etwa 20 Kilometer westlich von Mulifanua entfernten, den Tamaseseschen Befestigungen gegenüberliegenden Lager der Regierungstruppen.

Am Strande entlang reitend, kamen wir hinter der Pflanzung Fatuosofia an einigen riesenhaften, aus Basaltblöcken aufgeführten Befestigungswerken vorüber, die aus der Zeit stammen sollen, als die Tonganer sich zu Herrschern über Samoa aufgeschwungen hatten; dann ging es weiter durch Palmenhaine und Wald, bis wir nach anderthalbstündigem Marsch bei Falelatei vor der Umwallung des Lagers hielten. Von ausgestellten Posten, die unser Kommen hätten melden können, war nichts zu entdecken. So suchten wir denn einen Durchschlupf zu erspähen und befanden uns bald, ohne bemerkt worden zu sein, mitten unter

Digitized by Google

den in größter Sorglosigkeit in ihren jämmerlichen, aus Palmblättern errichteten Hütten schlafenden, spielenden, tändelnden oder schmausenden Kriegern.

Das Lager mochte gegen drei Geviertkilometer Grundfläche bedecken, war von Mauern und Zäunen umgeben und mit einzelnen aus Baumstämmen roh zusammengefügten Wachttürmen versehen, in denen aber den Wächtern das lange Ausschauen langweilig geworden sein mußte, da sämtliche Türme leer waren. Eine inmitten des Lagers stehende steinerne Kirche war in eine Kleinkinderbewahranstalt umgewandelt, und gegen vierzig nackte Krabauter tummelten sich daselbst unter den Augen ihrer Mütter höchst vergnüglich auf den ausgebreiteten Matten herum, spielten hinter dem Altar Versteck und machten an der Kanzel Kletterübungen. Im Lager selbst herrschte eine merkwürdige Stille. Es war gerade Mittagszeit, und da man mit dem Feinde eine Schlacht für den Nachmittag nicht verabredet hatte, ergab sich alles, was nicht auf Nuß- und Brotfruchtraub ausgezogen war, dem süßen Nichtsthun. Viele der Hütten hatten ihre eigene Umwallung, auch trafen wir wieder überall völlig planlos angelegte, ein bis zwei Meter hohe Verschanzungen. Jedermann schien hier für sich selbst und nach seinem individuellen Geschmack gearbeitet zu haben, und die gesamten Verteidigungswerke boten weder den Ver-

Digitized by Google

teidigern wesentlichen Schutz, noch den Angreifern sonderliche Hindernisse.

Auf stolzer Höhe, etwa 1000 Fuß über dem Meeresspiegel, lagen, mit unbewaffnetem Auge deutlich erkennbar, die Holzverhaue der Rebellen, denen auch nicht die geringste Bewegung der Regierungstruppen entgehen konnte, während sie selber den letzteren unsichtbar blieben. Hätte Herrn Tamasese nur ein einziges brauchbares Feldgeschütz zur Verfügung gestanden, er würde seinen Gegnern die Lust am Lagerleben gründlich haben verleiden können. In Ermangelung eines solchen aber begnügte man sich damit, gelegentlich einige Flintenschüsse mit den Regierungstruppen zu wechseln und sich gegenseitig anzuulken. Mit einem Worte, die ganze Geschichte machte den denkbar kindlichsten Eindruck.

Daß bei der Beschießung solcher Lager für europäische Kriegsschiffe keinerlei Ruhm zu holen ist, wird jedermann einsehen, und man kann sich leicht denken, daß die Schiffskommandanten sich nur höchst ungern dazu entschlossen haben, mit ihren Granaten die spielenden Kinder zu Paaren zu treiben.

Erst wenige Tage, bevor ich Samoa verlassen sollte, kehrte ich in die Hauptstadt zurück und verwandte dann die mir verbleibende Zeit nicht auf ein weiteres Kultivieren der Geselligkeit, sondern auf Ausflüge zu ein-

Digitized by Google

zelnen hervorragend schönen Punkten. Da wurde in erster Linie der Papasea mit einem Besuche bedacht, ein weniger durch seine Schönheit, als durch den Umstand, daß er den Schauplatz eigenartiger Spiele abgiebt, berühmter Wasserfall. Aus etwa zwanzig Fuß Höhe stürzt das Wasser über einen glatten, im Winkel von vielleicht 60 Grad abfallenden Felsblock in ein reizendes Becken.

Ein Hauptvergnügen der Samoaner besteht nun darin, zum Fall hinaufzuklettern und sich von den Wassern den Felsblock hinunter in das Becken befördern zu lassen. Besonders die jugendlichen Samoanerinnen haben an einer solchen Fahrt eine heillose Freude, und da die jungen europäischen Herren das wissen, sind sie galant genug, mit ihnen zum Papasea zu reiten, und nicht selten auch kühn genug, rittlings hinter einer braunen Nixe sitzend, diese sonderbare Rutschpartie mitzumachen. Den Abschluß bildet dann meist ein im Grünen eingenommenes Mahl, bei dem es so lustig und ungeniert zugeht wie möglich.

Leider war der Papasea für mich ein Reinfall, denn er war völlig wasserleer, so daß mein Besuch ohne Wein, Weib, Gesang und Rutschpartie verlaufen mußte. Glücklicher war ich mit einem Ausfluge nach dem hoch oben in den Bergen hinter Apia gelegenen Kratersee Lanutoo, den ich an einem Sonnabend und

Digitized by Google

Sonntag in Gesellschaft des Präsidenten Schmidt und seiner Haushälterin, Fräulein Tellbüscher, unternahm.

Um unseren Streifzug nicht gewagter erscheinen zu lassen, als er in Wirklichkeit war, will ich gleich vorweg bemerken, daß Fräulein Tellbüscher kein unerfahrenes Mädchen mehr ist. Ihren eigenen Angaben nach hat sie schon 53 Lenze gesehen, doch ist den Altersangaben älterer Damen ebenso wenig zu trauen wie denjenigen jüngerer, und da für uns Herren jede Dame genau so alt ist, wie sie aussieht, so gebe ich unserer liebenswürdigen Begleiterin nicht mehr als vier Dezennien, ihrer körperlichen Geschmeidigkeit und Ausdauer nach sogar nur dreißig Jahre. Daß eine Dame, die wie eine Gemse tagelang über Stock und Stein springt, die erste Hälfte ihres Jahrhunderts bereits hinter sich haben sollte, gilt für mich als ausgeschlossen.

Der Ausflug begann zu Wasser, wurde von der Pflanzung Waitele, deren Leiter, Herr Tiedemann, uns für unser Gepäck in freundlichster Weise Kulis zur Verfügung gestellt hatte, bis an die Urwaldgrenze zu Pferde und von da ab zu Fuße fortgesetzt.

Vier Stunden, nachdem wir das Haus des Präsidenten verlassen hatten, langten wir noch vor Dunkelwerden auf einer mitten im Urwalde, am Rande eines üppig bewaldeten Gebirgskessels liegenden Lichtung

Digitized by Google

an und richteten uns daselbst, so gut es ging, zum Nachtlager ein. Die letzte Stunde Weges hatte auf beschwerlichen Pfaden steil bergan geführt, und da wir außerdem Hunger verspürten, waren wir froh, für heute unser Tagewerk vollbracht zu haben.

Während die Kulis Wasser herbeiholten oder Reisig zusammenlasen und Fräulein Tellbüscher mit den Kochgeschirren herumrasselte, machten Herr Schmidt und ich uns daran, den Proviant zu beaugenscheinigen, um uns zu überzeugen, in welcher Weise unsere schneidige Begleiterin, der leichtsinnigerweise die Sorge um das leibliche Wohl der Karawane übertragen worden war, ihre Aufgabe gelöst hatte. Ich sage „leichtsinnigerweise", da Frauen ausnahmslos ein höchst mangelhaftes Verständnis für die Bedürfnisse des „Mannes auf Reisen" bekunden. Sie überschätzen seine Fähigkeit, feste Bestandteile in sich aufzunehmen, und unterschätzen seinen Durst.

So war es auch hier der Fall. Die trinkbaren Stoffe waren, wenn auch nicht gerade knapp, so doch nichts weniger als reichlich bemessen, was um so empfindlicher für uns war, als Fräulein Tellbüscher selbst einer Flasche Bier oder Wein gegenüber ihren Mann stand. Somit hatten wir den Schaden, aber Fräulein Tellbüscher brauchte für den Spott nicht zu sorgen, und wenn wir dennoch ein ganz vortreffliches

Digitized by Google

Abendessen erhielten, so ist das nur ein Beweis dafür, wie wenig Eindruck wir mit unserem Gespött auf unsere Begleiterin machten.

Nach Aufhebung der Tafel baute sich ein jeder sein Nest. Fräulein Tellbüscher rollte sich irgendwo zwischen den Luftwurzeln eines Baumes zusammen, Herr Schmidt spannte seine Hängematte aus, und ich suchte mir mit meinem Feldbette einen stillen Winkel. Es giebt ja in Samoa weder reißende Tiere, noch giftige Schlangen, so daß man sonderliche Vorkehrungen für die Nacht nicht zu treffen braucht.

Wir alle hatten die feste Absicht, einen langen Schlaf zu thun. Der Wille war gut, aber das Fleisch war schwach, schwach insofern, als es sich nicht unempfindlich gegen Moskitostiche erwies, so daß wir, d. h. Herr Schmidt und ich, uns bald wieder zu einer Flasche zusammenfanden, wohingegen unsere Begleiterin, allen Plagegeistern zum Trotz, zu einem Knäuel zusammengeballt, zwischen ihren Baumwurzeln wie ein Murmeltier schlief. Zu ihrem Glück! Denn als wir mit Schrecken gewahrten, daß sie eine frisch entkorkte Rotweinflasche, die sie zur Verhütung etwaiger Angriffe — nicht auf sich, sondern auf die Flasche — neben sich gestellt und im Schlafe umgeworfen hatte, so daß der ganze kostbare Inhalt ausgelaufen war, kannte unsere Entrüstung keine Grenzen. Ich weiß

Digitized by Google

nicht, ob wir allmählich abgestumpfter gegen oder reizloser für die Moskitos wurden, Thatsache ist, daß wir bald nach Mitternacht einschliefen und erst mit der rosenfingerigen Eos wieder auf der Bildfläche erschienen.

Von den Reizen eines Tropenmorgens, von den im Thale wallenden, nach und nach sich verflüchtigenden Nebeln u. s. w. habe ich dem Leser schon so viel vorgeschwärmt, daß mir zu schwärmen nichts mehr übrig bleibt. Ich kann mich somit unvermittelt dem mit der Kaffeebereitung beschäftigten, frisch wie eine Klatschrose im Frühlichte strahlenden Fräulein Tellbüscher zuwenden.

Unverdrossen sitzt sie auf der Erde — nicht einmal eine Matte ist vorhanden, auf der sie mit Anstand hätte sitzen können — beobachtet mit Argusaugen den Kessel, der jeden Augenblick vom Gerüst zu fallen droht, schlägt Eier in eine daneben stehende Pfanne, in der die Butter wallet und siedet und brauset und zischt, und überwacht gleichzeitig das Decken unserer lediglich aus einem Tischtuche bestehenden Frühstückstafel.

Nachdem wir den uns vorgesetzten Speisen so zugesprochen haben, wie sich's für deutsche Mannen ziemt, wird uns ein bis dahin verheimlichter Kümmel gereicht, die Kulis mit unseren Betten und anderen

Digitized by Google

sonstigen entbehrlichen Dingen werden nach Waitele zurückgeschickt, und mit leichtem Gepäck setzen wir den Marsch fort.

Die Luft ist kühl, der Wald erinnert lebhaft an einen jungen deutschen Buchenwald, so daß man sich ohne jede Phantasie einbilden kann, auf einer Pfingstspritze in den thüringischen Landen begriffen zu sein. Ein eigentlicher Weg oder auch ein Pfad ist nicht vorhanden. Wir folgen lediglich den Spuren des Dr. Funk, der mit seiner ganzen Familie vor einigen Wochen zum Lamtoo hinaufgepilgert war, sich oben den Fuß verstaucht hatte und sich nunmehr in der Lage jenes Mannes befand, von dem es im Liede heißt: „Und da wollt' er wieder 'runter und da konnt' er nicht."

Dr. Funk hatte uns eingeladen, ihn in seiner Abgeschiedenheit zu besuchen und durch leergetrunkene, beim Aufstieg zurückgelassene Flaschen dafür gesorgt, daß wir den Weg nicht verfehlen konnten.

Beständiges Klettern und Stolpern über schlüpfrige Steine erweckt bei den meisten Männern über kurz oder lang den Wunsch nach einer kleinen Stärkung, insbesondere wenn man sich auf einen Pfingstausflug zurückversetzt glaubt. Auch Herr Schmidt und ich verspürten eine solche menschliche Neigung; wir wandten uns daher an unsere Begleiterin mit der Bitte, uns

Digitized by Google

die geliebte Kümmelflasche noch einmal zur gefälligen Ansicht zu überreichen.

Der uns begleitende Kuli muß seine Last zur Erde setzen. Dieselbe wird geöffnet, wir suchen und suchen und finden neben der letzten Flasche Bier nur noch eine Flasche kalten Kaffees; denn den Kümmel hatte das vortreffliche Fräulein ebenso wie eine Flasche Sherry als „überflüssiges" Gepäck nach Waitele zurückgesandt.

Es giebt Lebenslagen, in denen nicht nur Weiber, sondern auch Männer zu Hyänen werden können, und wir waren nahe daran, diese Metamorphose durchzumachen. Das wäre unserer Begleiterin in ihrer Eigenschaft als Gemse gar übel bekommen, und sie kann Gott danken, daß uns ein Dr. Funk am Ziele erwartete, dessen guter Ruf uns eine sichere Gewähr dafür bot, daß wir bei ihm nicht verdursten würden. Wie die Verhältnisse nun einmal lagen, begnügten wir uns damit, Fräulein Tellbüscher die Kaffeeflasche zu überlassen und uns brüderlich in das letzte Bier zu teilen.

Als wir kurz vor zehn Uhr in einer Höhe von etwa 2000 Fuß aus dem Walde heraustraten, lag vor uns ein Bild von bezaubernder Schönheit — der smaragdgrün schimmernde, rings von frühlingsgrünen Waldwänden eingeschlossene Kratersee. Am Ufer ent-

Digitized by Google

deckten wir eine Anzahl wohnlicher Hütten, in denen wir den Doktor und seine Familie vermuteten. Bei näherer Besichtigung stellte sich's indessen heraus, daß sie nichts als eine Anzahl leerer Flaschen beherbergten. Wir sahen einander an wie ein paar durchs Examen gefallene Kandidaten. Sollte der Doktor genesen und auf einem neu entdeckten Pfade zur selben Zeit, da wir zu ihm hinaufkletterten, zu Thale gestiegen sein?

Über Fräulein Tellbüschers Haupt schwebte in diesem Augenblicke Unheil, gegen welches das bekannte Schwert des Damokles das reine Kinderspiel war. Für Augenblicke der Not führe ich auf meinen Wildniswanderungen stets ein Jagdhorn bei mir, dem ich auch in dieser Stunde der Verzweiflung einige tiefergreifende Töne entlockte. Kaum war ihr Echo in den Bergen verhallt, als ein fröhlicher Jauchzer über den See schallte.

„Gott sei Dank, das ist der Doktor", meinte Herr Schmidt, „das Beste ist, wir warten ruhig, wo wir sind, bis jemand kommt, uns zu seinem Bau zu führen."

Bald kicherte es denn auch neckisch neben uns in den Büschen, und hervor traten zwei blumengeschmückte junge Mädchen, deren eine niemand anders war, als meine Freundin Sisilina. Eine Viertelstunde später

Digitized by Google

erreichten wir einen der höchstgelegenen Punkte des Kraterrandes, von dem man nicht nur einen Blick auf den See, sondern auch auf das nördlich gelegene Apia, seinen Hafen und seine Palmwälder hat.

Auf einen Baumstamm von Armesdicke gestützt, kam uns der weißbärtige Doktor als Alter vom Berge entgegengehumpelt und hieß uns herzlich willkommen. Er hatte sich hier oben mit ebenso geringen Mitteln wie erstaunlichem Geschick ein Lager gebaut, wie man es sich für die Wildnis gar nicht behaglicher wünschen konnte. Im ganzen waren drei Häuschen vorhanden, eines für den Doktor, ein zweites für die Damen, und ein drittes diente als Küche und Unterschlupf für die Diener.

Stühle hatte man mitgenommen, ein Tischchen war notdürftig zusammengezimmert, und auf demselben stand eine ganze Batterie vertrauenerweckender Likörflaschen. An überall umherliegenden Büchern, Zeitschriften und Tagesblättern erkannte man, daß auch für geistige Genüsse vollauf gesorgt war.

Doch weder nach solchen, noch nach leiblicher Nahrung stand mein Sinn. Der Lanutoo hatte es mir angethan mit seinem herrlich grünen Wasser; in seinen Fluten mich zu kühlen, zu erfrischen, das war es, was in jener Stunde mich der höchste der Genüsse dünkte. Nicht allzu vieler Überredung meinerseits be-

Digitized by Google

durfte es, die Damen zu bewegen, sich mir anzuschließen, und während der Doktor mit dem Herrn Präsidenten zusammen die Sorge für das Mittagessen übernahm, zog ich mit der Frau Doktor, Sifilina, deren Kusine und Fräulein Tellbüscher dem Badeplatze zu.

Man ist nicht zimperlich in Samoa, und ich bin es gleichfalls nicht, andernfalls würde ich mich sicherlich beim Ablegen meiner Gewänder unter den Augen so vieler schönen Damen weniger wohl gefühlt haben, als es der Fall war. Daß ein weltgewandter Mann, um sich jederzeit mit Anstand in Damengesellschaft bewegen zu können, niemals ohne das beim Baden übliche Kleidungsstück auf Abenteuer ausgeht, versteht sich von selbst. Auch die Damen zeigten, daß sie sich in Bezug auf Weltgewandtheit nach dieser Richtung hin von mir nicht übertreffen ließen.

Von einem vom Doktor erbauten Stege tauchte ich als erster mit einem Kopfsprung in die Flut, die Damen folgten und gemeinsam schwammen wir nun der Mitte des Sees zu. Nur Fräulein Tellbüscher, die uns ihre volle Unkenntnis der edlen Schwimmkunst verheimlicht hatte, stand am Ufer, wie eine Henne, die junge Enten ausgebrütet hat. Aber selbst für solch leichtsinnige Hühner war auf dem Lauutoo vom Doktor gesorgt worden. An einer Stelle am Ufer fanden wir ein aus Holz und Kokosfaserstricken ge-

Digitized by Google

fertigtes Floß, welches wir mit vereinten Kräften zum Badeplatz beförderten, um, sobald Fräulein Tellbüscher auf demselben Platz genommen hatte, vom Ufer zu stoßen.

Jedermann kennt das Makartsche Gemälde „Kleopatra dem Antonius auf dem Nil entgegenfahrend". Man denke sich dasselbe etwas vereinfacht und modernisiert, denke sich an Stelle der Gondel ein simples Floß, an Stelle der juwelenbeladenen Kleopatra Fräulein Tellbüscher mit Badeanzug und Strohhut, ersetze die neben der Gondel einherschwimmenden schwarzen Gestalten durch drei bronzefarbene glückstrahlende Samoanerinnen und einen impertinent blonden weißhäutigen Teutonen (c'est moi), und man hat ungefähr das Bild, welches wir dem Doktor und Herrn Schmidt vom Kraterrand boten, als wir unsere halb vor Angst, halb vor Entzücken kreischende Last durch die Fluten zogen. Nichts verjüngt den Menschen mehr als solche Erlebnisse, und als ich nach nahezu einstündigem Tummeln im Wasser und einem Faun- und Nixenspiel mit Sifilina wieder ans Land stieg, fühlte ich mich wie neugeboren.

Kein Wunder, daß ich nachher an dem al fresco nach samoanischer Art gedeckten Frühstückstische mit dem Durste eines Säuglings erschien und von der uns vom Doktor vorgesetzten Liebfrauenmilch so lange

Digitized by Google

nippte, bis ich nolens volens „Fischerin, Du kleine“ anstimmen mußte. Das Lied vom himmelblauen See folgte, und endlich ertönte das „Brüderchen, ergo bibamus“ von drei fröhlichen Deutschen gesungen über Apia hinweg, hinaus in die Südsee.

Solche Tage vergißt man nicht, und als wir von dem liebenswürdigen Doktor, seiner schönen Frau, von Sifilina, ihrer Kusine und dem Lanutoo Abschied nahmen, geschah das mit dem Gefühle, einige Stunden ungetrübten Glückes erlebt zu haben. Der Abstieg wurde uns schwerer als der Aufstieg, und leidlich ermüdet langten wir zum Abendessen unter dem gastlichen Dache des Herrn Tiedemann an. Erst spät, mit aufgehendem Monde, fuhren wir im Boote nach Apia zurück, wo ich im International Hotel die letzte Nacht auf samoanischem Gebiete verbringen sollte.

Am folgenden Morgen verabschiedete ich mich vom Könige und den verschiedenen mir bekannt gewordenen Europäern. Als ich den königlichen Palast verließ, kam Ihre Majestät die Königin hinter mir hergelaufen und übergab mir als Zeichen der Huld ihres hohen Gemahls eine Kava-Trinkschale und einige Haarkämme, die ich tief gerührt entgegennahm und pflichtschuldigst meinem Museum fürstlicher Geschenke einverleiben werde.

Am Tage unserer Abfahrt brach Schokra, der sich

Digitized by Google

auf einer nächtlichen Bootfahrt, während der er von Regenschauern mehrfach durchnäßt worden war und sich erkältet haben mußte, mit schwerem Fieber zusammen, so daß er als Patient an Bord geschafft wurde. Er war der Liebling aller mit ihm bekannt gewordenen Samoaner geworden, und diese zeigten sich noch in letzter Stunde dem Jungen gegenüber von ihrer liebenswürdigsten Seite. Zu Dutzenden kamen sie an Bord des Dampfers, der uns über Fidschi und Tonga nach Neuseeland zurückbringen sollte, um ihrem kranken Freunde Lebewohl zu sagen, und kaum einer erschien ohne irgend ein Andenken, sei es nun das Modell eines samoanischen Kanus, ein Stück Tapa, eine Kavaschale, einen Muschelhalsschmuck, die Bastschürze einer Siva-Tänzerin oder einige samoanische Briefmarken. Hätten die Leute mir Geschenke gebracht, ich würde natürlich an das Werfen mit der Wurst nach der Speckseite gedacht haben; daß sie dieselben indessen einem Jungen gaben, von dem sie nichts zu erwarten hatten und den sie, wie sie annehmen konnten, nie wiedersehen würden, läßt ihre Handlungsweise über jeden Verdacht erhaben erscheinen.

Mit Sonnenuntergang dampften wir zum Hafen von Apia hinaus. Als wir beim „Bussard" vorüberkamen, spielte dessen Musikkorps „Muß i denn, muß i

Digitized by Google

denn zum Städtle hinaus“. Ich sandte dem liebenswürdigen Kommandanten und den Offizieren einen letzten dankerfüllten Gruß hinüber, und bald lag die Insel Upolu und mit ihr einer der schönsten Abschnitte meines Lebens hinter mir.

Schmerzlich war es mir, von Samoa Abschied nehmen zu müssen, ohne Zeuge der von Tag zu Tag erwarteten Hissung der schwarz-weiß-roten Flagge gewesen zu sein. Diese Hissung hatte ich mir als den Schlußakt meines Aufenthaltes in dem herrlichen Inselreiche gewünscht und mußte leider nun sehen, daß die Götter ausnahmsweise einen meiner Wünsche nicht erfüllten. Ich fand das keineswegs hübsch von den Göttern und grollte ihnen umsomehr, als jener Wunsch einer der intensivsten gewesen war, die ich je gehegt hatte.

Daß Samoa deutsch werden muß, steht für mich außer Frage. Die heute bestehende deutsch-englisch-amerikanische Schutzherrschaft ist ein Unding, dem über kurz oder lang ein Ende bereitet werden wird.

Ich gebe zu, daß der ganze Samoastreit nicht mit Unrecht von vielen Seiten als „tant de bruit pour une omelette“ bezeichnet wird, aber nur für England und Amerika, denn Samoa ist eine Omelette, welche Deutschland weder gutwillig einer anderen Macht

Digitized by Google

überlassen, noch auch nur mit einer anderen Macht teilen kann.

Englands Handel mit Samoa bezifferte sich im vergangenen Jahre nach der offiziellen Ein- und Ausfuhrliste auf nicht mehr als 2886 Dollars, derjenige der Vereinigten Staaten auf nur 2567 Dollars, der deutsche Handel war dagegen mit sage 182342 Dollars beteiligt. Und angesichts dessen wagen es sowohl England wie Amerika, zu behaupten, sie seien in Samoa in gleichem Maße interessiert wie Deutschland.

Ich habe keine Lust, hier die bekannte Jeremiade der Kolonialfreunde über den deutsch-englisch-amerikanischen Vertrag von 1889 anzustimmen, da solche Jeremiaden keinen praktischen Wert haben. Der Vertrag besteht, und wir müssen uns als ehrliche Nation an denselben gebunden halten, obschon wir durch ihn in die eigentümliche Lage kommen, die uns feindliche Regierungspartei gegen die eine deutsche Schutzherrschaft herbeisehnenden Rebellen mit Bomben und Granaten zu unterstützen.

Hoffentlich gelingt es in kürzester Zeit, auf diplomatischem Wege England und Amerika dahin zu bringen, ihre Ansprüche auf Samoa endgiltig fallen zu lassen. Niemand leistet uns Gewähr dafür, daß nicht eines schönen Tages die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft, die doch in erster Linie ein ge-

Digitized by Google

schäftliches Unternehmen ist, in englische Hände übergeht, wodurch mit einem Schlage die deutschen Handelsinteressen hinter den englischen zurücktreten würden. Wir müssen daher das Eisen schmieden, so lange sich der Hammer in unseren Händen befindet.

Ein deutsches Samoa kann für uns eine wertvolle Kolonie werden. Das Land ist von paradiesischer Schönheit, das Klima das denkbar angenehmste, der Boden von unerschöpflicher Fruchtbarkeit und die Bevölkerung die liebenswürdigste unseres Planeten. Daß die guten Leute sich je zu regelmäßiger Arbeit bequemen werden, ist allerdings kaum anzunehmen, und die Arbeiterfrage wird für Samoa so lange eine brennende bleiben, bis es gelingt, den japanischen Auswandererstrom nach Samoa zu lenken. Auf Hawaii haben sich die Japaner als Arbeiter wie als Kolonisten bereits vorzüglich bewährt. Europäer könnten vielleicht unbeschadet ihrer Gesundheit Feld- und Gartenarbeit verrichten, doch würden sich solche Arbeiter natürlich für die Pflanzungen viel zu teuer stellen.

Ich nehme von Samoa Abschied für alle Zeiten. So entzückt ich von dem Inselreiche und seinen eingeborenen Bewohnern bin, so sehr hat mir der amerikanisch-australisch-demokratische Zuschnitt des Lebens der Europäer, sowie der Verkehr derselben untereinander

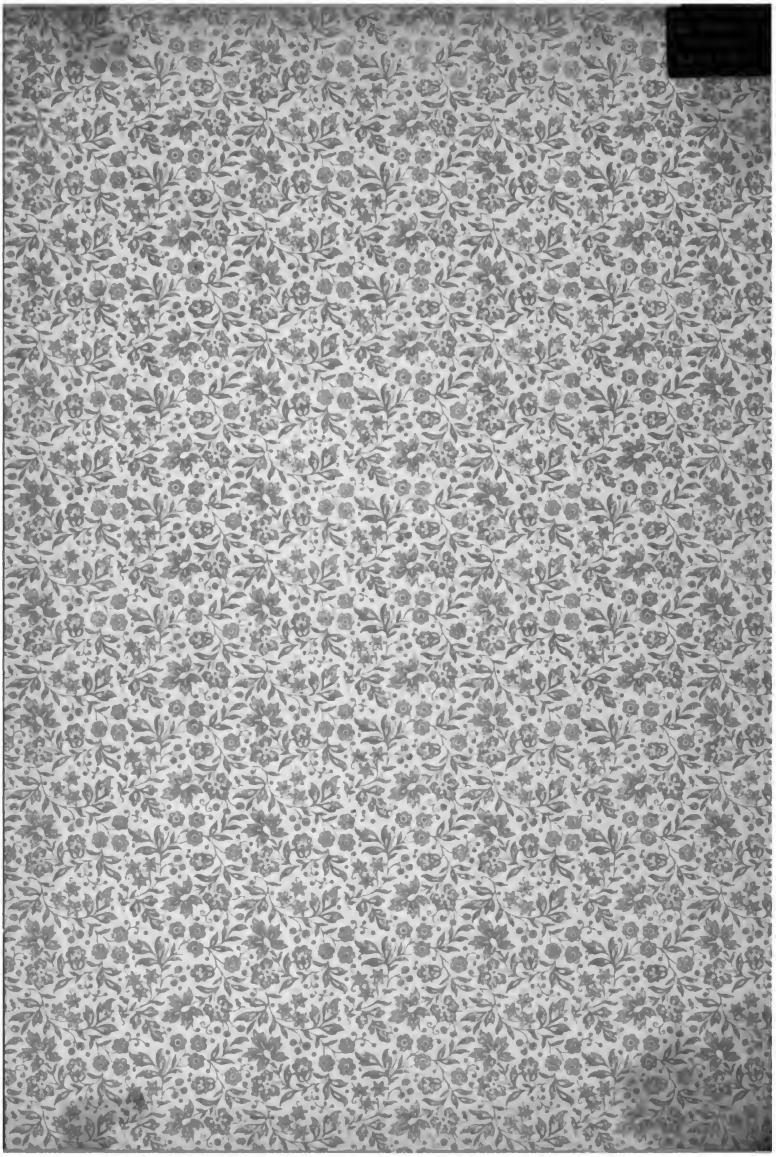
ander mißfallen, und ich werde der letzte sein, der den ersten Kaiserlichen Gouverneur von Samoa um seinen Posten beneidet. Dieser Posten wird zweifellos hochinteressant sein, aber er erfordert einen Mann, der erstens mit den hiesigen Verhältnissen vertraut ist, die Sprache des Landes spricht und ebensoviel Geduld wie Ausdauer und Energie besitzt. Hoffen wir, daß derselbe in nicht zu ferner Zeit vom Deutschen Reiche zu vergeben sein wird.

Samoa ist — das kann nicht oft genug gesagt werden — des Schweißes selbst der Edelsten wert.

Digitized by Google

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Berlin W. Schöneberg.

Digitized by Google



Digitized by Google